Ph. Pr.
1077

<36622157360014

<36622157360014

Bayer. Staatsbibliothek S

8° Ph. Pr. 1077.

Schönheit

Jc 480²

Philos. Ethica. Introd. 1734.

R

Ueber
die moralische Schönheit
und
Philosophie des Lebens.

Reden und Versuche.

C'est l'office des gens de bien de peindre la vertu la plus belle que se puisse.

MONTAGNE.

Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1772.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn der Schriftsteller bloß denjenigen Nutzen zum Endzweck sich vorgesetzt hat, welchen sein Buch, durch Empfindungen, Gedanken und Entschlüsse bey den Lesern äussern soll, so kann er gewiß mit so [illegible]

Wenn der Schriftsteller blos denjenigen Nutzen zum Endzweck sich vorgesezt hat, welchen sein Buch durch Empfindungen, Gesinnungen und Entschlüsse bey den Lesern äusern soll, so kann er gewiß mit einer heitern Gemüthsruhe hervortreten.

Jetzo, da ich eben diesen Endzweck suche, fürchte ich nichts, als die Verfehlung, oder Verminderung dieses Endzwecks. Ein großer Theil meiner Hofnungen aber wird dadurch gestärkt, daß ich ein Beyspiel der moralischen Schönheit meinen Gedanken über diese Materie voransetze. Ich weihe diese Schrift dem verehrungswürdigen Herrn Geheimen Legationsrath von Floegen in Braunschweig, mit eben dem Gefühle einer Begeisterung, mit welchem Shaftesbury die Abhandlung vom Enthusiasmus seinem Tod weihte, dessen Erinnerung ihm selbst Enthusias-

mus wurde. Die Erinnerung an den Charakter des Herrn von Floegen; welchen, (nach einer ungewöhnlichen Ereignung in der Welt) diejenigen am höchsten verehren, die ihn aufs genaueste und gründlichste kennen lernen, — wird mich bey meinen Betrachtungen über die moralische Schönheit leiten, und meinem Stile vielleicht das Feuer des Ausdrucks geben, welches den Kunstverständigen bey abstracten Untersuchungen begleitet, die eine Verwandschaft mit dem Bilde haben, von dessen Bewunderung er eben zurückkommt. Ich gehe so gleich zu mei-

nem Vortrage über; und werde mit den Lesern und Kunstrichtern in einem Anhange noch einiges sprechen, womit ich diese Vorrede, hier nicht verlängern will.

I.

Zwote Vorrede.

Der Geist des Jahrhunderts breitet seinen allgemeinen Einfluß so weit aus, daß selbst die Tugend seiner Herrschaft unterworfen wird. Wenn sie gefallen soll, bekleidet man sie mit den Reitzen der Schönheit, und in dieser Gestalt nur scheint man ihr leichten Zutritt zu verschaffen. Man sieht, daß viele von denenjenigen, welche sich für Lehrer und Herolde der Tugend ausgeben, und als solche auch erkannt werden, die weiser als andre zu seyn, und einen geläuterten Geschmack zu besitzen scheinen, sich vorzüglich bestreben, witzig zu seyn, und so die Tugend, daß sie gefalle, zu empfehlen. —

Diese neue Weisheit wird ganz von dem Genie und den Sitten unsers Jahrhunderts erzeugt. Indem wir bey allen Dingen, in der Bauart, in den Hausgeräthen und Zierrathen der Wohnungen, in der Kleidung, im Essen so gar, und allenthalben, eine ausgesuchtere Feinheit und Anmuth, erfodern, indem wir den weichen und zärtlichen Empfindungen schmeicheln, so wohl in angenehmen, als betrübten Vorstellungen, und die schönen Bilder der Einbildungskraft gefallen, welche die schönen und empfindlichen Seelen (gleichsam als wenn diese allein Empfindung haben,) rühren, indem wir so nach dem Gefallen streben, tragen wir das Zierliche und Ergötzende auch auf die ernsthaftesten Gegenstände über. Aber die süßen Fehler verbreiten sich gar zu leicht, und werden schnell und begierig von vielen angenommen. Ich tadle die Sache im Ganzen nicht: aber, daß ich solche gefällige Personen für geschickte und wirksame Lehrer der Tugend halten sollte, das kann ich nicht." —

So,

So, meine Mitbürger und Freunde, urtheilen nicht allein verschiedne Männer von Ansehn und Gelehrsamkeit, sondern auch ein vorzüglicher Gelehrter, dessen Kenntnisse weitläuftig sind, und dessen Urtheile Nachfolger und Verehrer haben, ruft uns in einer öffentlichen Schrift diese Warnung zu, welche ich eben vorgetragen habe. Sollte es nun nicht zweifelhaft scheinen, ob man die Tugend mit Nutzen auf der Seite der Schönheit, als Schönheit zeigen, und auf diese Art wirksam genug empfehlen könne? Wozu alle zierliche, alle prachtvolle Bilder der Tugend, wenn man dadurch keine Wirkung, tugendhaft zu werden, erweckt? wozu schöne Bilder für die Einbildungskraft, wenn ich für das Herz etwas suche? Hinweg mit dem Schleyer voll Gepränge, der mir die Natur nicht kennen lehrt!

Der forschende Philosoph sucht Gründe und Gegengründe auf, wo etwas von zwo Seiten vorgestellt wird, erwägt die gegenseitigen Gründe — denkt nach — und dann

erst

erst beruhigt er sich und andre: Lasset uns einige Betrachtungen über die sinnlichen, schönen, jetzo so sehr gefälligen Vorstellungen der Tugend anstellen. Es ist der Mühe werth, darüber nachzudenken, ob dasjenige, was der allgemeine Gebrauch bestätigt, und dessen Einfluß Wichtigkeit hat, nützlich, oder unnütz sey.

Ein Freund fragte auf dem Wege aus der Kirche einen andern Freund. Wie hat Ihnen diese Predigt gefallen? — Recht sehr wohl, war die Antwort, sie hatte viel Beredsamkeit, und der Redner schilderte besonders die Sünde recht schön. Der erstere lächelte, daß man die Sünde könnte schön schildern. Er hatte Recht zu lachen, weil er den Ausdruck, schön, nicht verstand.

"Warum muß denn nun die Tugend eben schön seyn? sie ist nützlich, heilsam, nothwendig." — Freund, der sie schön nennt, meynt eben das; warum wollen wir über Worte Uneinigkeit haben, wo die Sache so höchstwichtig ist? Derjenige, welcher die

Tugend als Schönheit preißt, folgt dem gemeinen Gebrauch. Derjenige, welcher dieses tadelt, widerstrebt dem gemeinen Gebrauch. Da die Worte nun gleichgültig sind, wer wird so eigensinnig seyn wollen, und über Gleichgültigkeiten sich erzürnen? Nur den Finsternissen der mittlern Jahrhunderte hält man es zu gut, wenn Occam und Scotus über Grillen streiten.

Die Klage über diese, fälschlich so genannte, neue Philosophie kommt von der Unabhänglichkeit an der alten Mode her, die in den Meynungen uns Deutschen überhaupt so eigen ist, und vorzüglich dem Alter eigen ist. Aber, wenn etwas noch nicht vorher Mode gewesen ist, so sollte man nicht so gleich dawider eifern. Es gab Zeiten, wo man keine Hemden trug; wo man ihren Gebrauch für übertriebne Weichlichkeit hielt.

Und wie sehr verleugnen Gelehrte die Kenntniß alter Schriften, wenn sie etwas für neu ausgeben, was die alleraltesten Bücher lehren. Eben diese Mode, die Tugend als Schön-

heit

heit vorzustellen, welche sich jetzo ausbreitet, ist die erste in der Welt gewesen, wodurch man Tugend lehrte. Sokrates rief, wie man sagte, die Weisheit vom Himmel; er lehrte zuerst die philosophische Moral. Und die Methode dieses ersten Moralisten in der Welt war eben die, welche man für neu ausgiebt. Er bediente sich der Fabeln, der Allegorien: er sprach beständig so viel von der Schönheit der Seelen, daß ihn die Verläumdung dadurch in Verdacht zu bringen suchte. Er wurde, noch ehe man ihn tödtete, ein Märtyrer der moralischen Schönheit. Plato, welcher das System dieses seines Lehrers unter den übrigen am besten, obgleich noch nicht so gut, wie Xenophon, gefaßt hatte, welcher unter den Griechen in Absicht des Sokrates das war, was Wolf unter den Deutschen in Absicht Leibnitzens war, — warum heißt denn Plato der göttliche Plato? Eben deßwegen, weil er die Tugend als moralische Schönheit geschickt genug vorzustellen wußte, und durch die Empfindung des Herzens den

Ver-

Verstand richtig und schön zu denken lehrte. Die moralischen Gespräche des göttlichen Plato sind alle nach derjenigen Mode geschrieben, welche eben die tadeln, die den Plato am meisten lesen, und am heftigsten bewundern. Es gehört zu der ungeheuren Menge von Widersprüchen unsrer Welt, daß die, die den Plato am besten kennen, seine Nachahmung am meisten tadeln, und die den Plato am wenigsten kennen, seine Methode am meisten billigen. Noch sonderbarer ist es, daß die, welche den Plato am wenigsten kennen, und am meisten billigen, richtiger urtheilen, als die, die ihn am besten kennen, und doch seine Mode des Vortrags tadeln. Man kennt vieles als recht gut, und tadelt es desto heftiger, als recht böse. Vanini wurde nach einem sehr philosophischen Glaubensbekenntnisse von der Gottheit, als ein Gottesleugner verbrannt.

Die Begierde nach Schönheit ist unsrer Natur eigen: wir werden zu einer wirksamen, strebenden Liebe für sie hingerissen. Allein

weil die Menschen das Schöne nicht richtig genug erkennen, so irren sie mannichfaltig, ergreifen Schatten für Wahrheit, und suchen das Häßliche an statt des Schönen. Es ist daher vorzüglich nöthig, zu untersuchen, was die wahre Schönheit sey. Sie ist diejenige geordnete Richtung der Vernunft, welche uns der Gottheit nähert, und mit ihr verbindet. — Sehet da den wesentlichen Inhalt des Platonischen Gesprächs, welches den Namen Phädrus führt, worinnen durchgehends Witz, Feinheit des Geschmacks, und sinnliche Vorstellungen der Tugend herrschen. Selbst die Scene der Unterredung wird mit poetischen Farben geschildert. Unter einem Ahornbaum, welchen kühler Schatten und ein sanfter Wind begünstigen, sezt sich Sokrates mit seinem jungen Freund Phädrus auf weiches Gras hin. Ein klarer, anmuthiger, durchschimmerter Bach fließt daneben, und ladet zum Scherz ein. Mit der Fabel vom Boreas, der die schöne Orithya entführte, fängt sich das Gespräch an, welches sich bald über die ernsthaftesten

testen und wichtigsten Materien ausbreitet. So unterrichtete Plato von Vernunft und Tugend, ohne aus unumstößlichen Gründen, auf eine unwiderlegliche Art Schlüsse zusammen zu ketten.

Lasset uns noch einige Proben seiner Lehrart geben, und ihn, diesen griechischen, uralten Moralisten reden hören. — "Steht mir, ihr holden Musen, bey, die ihr euren schönen Namen entweder durch den Gesang, oder die angenehme Tonkunst erlangt habt, begeistert meinen Vortrag, zu welchem mich hier mein Bester nöthigt, damit sein Freund, den er für weise hält, ihm noch weiser, als vorher, zu seyn dünke. Einen Jüngling, den viele liebten, suchte ein Freund zu überreden, daß man dem, der uns nicht liebe, eher noch Gefälligkeit erzeigen müsse, als dem Liebenden. Laß uns vorerst, sprach er, sehen, was Liebe sey. Wir haben zween Triebe, welche uns leiten und beherrschen. Der eine strebt nach Vergnügen: der andre sucht das Beste. Beyde kommen oft mit einander überein:

ein: oft widerstreben sie einander. Wenn der Trieb nach dem Besten durch die Vernunft geleitet und beherrscht wird, so ist dieß Tugend. Wenn der Trieb nach Vergnügen aber der Vernunft nicht gehorcht, und uns beherrscht, so heißt dieses Laster. Das Laster ist vielfach, und hat in jedem etwas besonders." —

Der Trieb nach dem Besitze dessen, was wir für gut halten, wird vom Plato unter einer witzigen Allegorie vom Amor vorgestellt, dessen Geburt und Geschichte erzehlt wird. Diese Erzehlung ist die Unterhaltung bey einem Gastmahle: denn damals kannte man die neuere feine Kunst, den Witz in Gesellschaften durch Schmähungen der Mitbürger zu zeigen noch gar nicht. Dieß ist neue Philosophie; den Witz der Tugend zu heiligen ist die alte. Man müßte befürchten lächerlich zu werden, wenn man den altmodischen Witz wieder einführen wollte.

"Es giebt, lehrt Plato, eine doppelte Venus. Die ältere ist vom Himmel gebohren, und führt daher den Namen der himmlischen

Urania. Die jüngere ist Zevs und der Dione Tochter, welche wir die gemeine, vulgäre nennen. Jede hat ihren Amor. Der Amor der gemeinen Venus ist, so wie sie, gemein, und zeigt sich thätig, wo er hin kommt. Schlechte, gemeine Menschen überlassen sich ihm; und lieben durch seine Leitung ohne Unterschied und Weisheit, die Körper, und nicht die Seelen. Sie schmachten blos, um ihre Begierde zu stillen; auf das Anständige und Tugendhafte sehen sie nicht. Daher suchen sie das zu besitzen, was ihnen von ohngefähr immer zuerst vorkommt; es sey gut, oder böse. So zeigt sich der Sohn der jüngern, schlechtern Venus. Aber der Amor der ältern Venus wirkt Freundschaft und Liebe unter den Geistern. Er gehört zu den Dämonen, welche den mittlern Platz zwischen den Göttern und Sterblichen haben. (Man sieht, daß von den Trieben der Seele die Allegorie zu erklären sey.) Er trägt das Menschliche zu den Göttern, und bringt das Göttliche zu uns herab; zu jenen unsre Ge-

bete und Opfer; zu uns der Götter Befehle und Ordnungen. Gott vermischt sich nicht mit den Menschen, aber durch diesen Amor wird ein Verhältnis und eine Verbindung zwischen den Göttern und Menschen erhalten. Er sucht das Schöne auf, und freut sich mit einer wollüstigen Heiterkeit über dessen Verbindung. Beym Häßlichen betrübt er sich. Er ist etwas fortwährendes und unsterbliches, — ist die Begierde nach dem Guten, ja er ist selbst die Begierde nach der Unsterblichkeit." —

Wie vortreflich ist diese witzige Allegorie über die Natur unsrer Seele! Entscheidendere Beweise für das Alterthum der Mode, die Tugend angenehm zu mahlen, welche die finstern Gelehrten tadelten, lassen sich nicht denken.

Nicht blos bey den Griechen, sondern fast bey allen alten Nationen wurde die Tugend unter reitzenden Bildern der Schönheit zuerst gelehrt. Man sah ein, daß aus Bewunderung des Schönen Liebe, und aus Liebe Thätigkeit entsteht.

steht. Die verführerische Lockung der Leidenschaften wird durch die noch größere Lockung der Tugend vereitelt. Diese Beobachtung der menschlichen Natur leitete bey allen Völkern auf gleichen Weg. Die Chineser trugen den größten Theil der Moral durch angenehme Beyspiele der Geschichte und durch Bilder vor. Unter dem Bilde des Frühlings zeigt das Tschun-Tsiu die Glückseeligkeit der Reiche, die Weisheit und Tugend regiert. Der Stil des Confucius hat einen Reichthum an bildlichen und witzigen Ausdrücken.

Selbst Jesus, der Herr und der Christ, der Stifter der einzigen göttlichen Moral, bediente sich fast beständig der Allegorie und der bildlichen Ausdrücke in seinem Vortrage. Man muß sehr schlecht mit dem N. Testament bekannt seyn, um dieses zu leugnen. Was sind die häufigen Parabeln? was ist die ganze Lehrart, welche im äuserlichen ganz der socratischen edlern Ironie, der Kunst, durch eignes Geständniß und eignes Nachdenken, welches man leitet den Menschen die Beystimmung

und Erkänntniß der Wahrheit abzulocken, gleichkommt?

Wenn man diese Betrachtungen anstellt, kann man es kaum glauben, daß ein Gelehrter, der das Alterthum kennt, ein Mann von großer Kenntniß, ein Theologe, die Lehrart "Bewunderung der Tugend und Haß des Lasters zu erwecken, und durch sinnliche Vorstellungen zum Verlangen nach Tugend, und deren Ausübung zu führen" tadelt. Er tadelt diese Lehrart nicht nur, sondern hält sie auch der Satire würdig. Gleichwohl muß man das, was er tadelt, von Christo selbst behaupten. Man muß gestehen, daß Christus selbst "seinen Vortrag mit Gemeinsätzen „geschmückt, mit schönen und sinnreichen Ge„danken, mit kunstreichen Bildern der Men„schen, und Handlungen, mit Empfindungen „und Blumen des Vortrags." —

Die große Neigung zu dem bildlichen Vortrage verursachte nachgehends, durch unverständige Allegorien, in der christlichen Kirche vielen Schaden. Origines überschritt die

Grenzen:

Grenzen: eben da, wo er Bilder erklären sollte, häufte er neue Bilder. Ein Fehler, der unsern Predigern so sehr eigen ist. An statt die Metaphern der heiligen Schrift zu entwickeln und sie deutlich zu machen, geben sie verworrne, meistentheils unrichtige neue Metaphern, und verdunkeln das Helle. Man will lernen; und der Lehrer sagt uns sehr viel: nur das nicht, was wir wissen wollten und erklärt zu sehn verlangten. Ich kehre von dieser, auser meinem Bezirk liegenden Anmerkung, eilfertig zur Philosophie zurück.

Gleich nach dem Plato führte sein eigner Schüler ein neues strengeres System der Moral auf; worinnen er durch bündige Schlüsse die Schärfe der Beweisthümer zeigte, und den Reitz des Stils für so schädlich hielt, daß er selbst den Plato deßwegen zu tadeln pflegte. Die verschiedenen alten philosophischen Secten machten ihr Glück bey der Nachwelt nicht so sehr, wie dieser wirklich scharf denkende Philosoph. Aristoteles wurde in spätern Jahrhunderten für den Gesetzgeber der menschlichen

Vernunft gehalten. Wer von seinen Grundsätzen abgieng, war ein Gottesleugner, und würdig, verjagt oder verbrannt zu werden. Blühte etwa, bey der Regierung dieser Methode, mehr Weisheit und Tugend in der menschlichen Gesellschaft? Weit weniger. Man schaudert jetzo bey der Erinnerung an den Aberglauben, an die Laster, an die Finsternisse des Verstandes und Herzens in jenen mittlern rauhen Jahrhunderten. Die scholastischen Grillenfängereyen waren der höchste Ruhm der Gelehrsamkeit, und verleiteten vielmehr zur Beleidigung als zur Ausübung der Tugend. (*)

Die Wiederherstellung der Wissenschaften im Occidente war der Fall der strengen

Bündig-

(*) Diese strenge Methode der dümsten Subtilitäten war es, von welcher Luther sich so, nach der damaligen Zeit, und seinem Eifer, in einem Briefe an Melanchthon ausdrückte: "ich habe die Humaniora versäumt, welches mir gar sehr schadet; habe dafür müssen lernen die Philosophiam den Teufelsdreck, u. s. w.

Bündigkeit, die man bis dahin allein für die ächte Methode der Philosophie gehalten hatte. Schon im vierzehnten Jahrhunderte zeigte sich Petrarch, den man zu wenig schäzt, wenn man ihn blos aus seinen vortreflichen Gedichten kennt, und nicht weiß, daß er die Morgenröthe der lateinischen Litteratur bilden half, als einen vollkommnen Platonisten. Der güte, der schöne Vortrag, auch in der Moral, gewann, unter Begünstigung der hellern Zeiten, einen sehr ausgebreiteten Fortgang. Unser Vaterland empfieng auch etwas von diesem wohlthätigen Einflusse, aber es war zu wenig, um dem ganzen Vortrage eine neue Gestalt zu geben, weil der Geschmack noch nicht genug gebildet war, und man erst die Vorgänger des Alterthums genau kennen lernen mußte, ehe man selbst etwas eignes leisten konnte. Schon hatte England und Frankreich die Moral mit allen Schönheiten des Geschmacks geziert, und die Tugend selbst als Schönheit gezeigt, da wir noch nicht daran denken konnten. Die mathematische Methode,

welche Wolf eben so leicht ausbreitete, als er sie schwer einführte, stimmte in den meisten Fächern der Gelehrsamkeit einen neuen Ton an. Man trug ihn in Wissenschaften über, wo er die offenbarste Lächerlichkeit machte. Man schrieb sogar eine Exegetic der heiligen Schrift methodo mathematica. Das Lächerliche fiel endlich zu sehr in die Augen, und gab Gelegenheit zur Abänderung. In den Systemen der Philosophie ist die Wolfische Lehrart, wenn man ihr Wesentliches betrachtet, dennoch meistentheils bis jetzo beybehalten worden. Selbst der Weltweise, welcher in Leipzig am meisten die Wolfischen Sätze bestreitet, ist, im Wesentlichen, ein Wolfianer; wenn er es auch nicht glauben sollte. — Herr Feder in Göttingen ist der erste, welcher die Anmuth des Stils und das gefällige Aeusere dem System gegeben hat.

Aber auserhalb des Systems sind genug Schriften nunmehro in mancherley Formen erschienen, welche die Tugend als Schönheit zu empfehlen, und mit allen Reitzen geschmückt,

der Liebe und Bewunderung werth zu machen gesucht haben, welche durch Empfindungen das Herz zu erwärmen und es zum Liebhaber der göttlichen Tugend zu machen sich bestrebt haben. Man hat sich die edle Mühe gegeben Pfropfreiser der Moral in alle Gattungen der Litteratur zu pflanzen. Glückliche Bemühung, wenn sie gedeiht!

Wir haben, wie man hoft, zur Gnüge gezeigt, daß die Tugend mit allen möglichen Reitzen zu schmücken, und den Witz, und alle Anmuth, alles Zierliche zu ihrem Dienste aufzubieten, daß die Tugend als Schönheit zu zeigen, eine uralte, ja die allerälteste Mode sey. Hierdurch ist der Vorwurf aber noch nicht widerlegt, daß diese Mode schädlich sey, daß man sie verwerfen müsse, so alt sie auch seyn möge. Freylich erstrecken sich, wie jener Dichter singt, sehr oft, auch der Thorheit unverjährte Rechte auf viele Häupter; und es giebt noch Leute genug, welche, wie die urältesten, schöne Steine und Holz anbeten. Doch wir wollen zeigen, daß der alte Ge-

brauch, der Tugend durch Liebhaberey und gefällige Anmuth Ausübung zu verschaffen, auch der gute; und sehr nützlich, sehr wohlthätig für die menschliche Natur sey.

Die Form der Sachen, die selbst innerlichen Werth haben, ist oft nichts weniger, als gleichgültig. Ein geschlifner Demant ist für die Bewundrung mit einem ungeschlifnen nicht gleichgültig; das Wort im etymologischen Sinne genommen. Wir sind nun einmal so vom Schöpfer eingerichtet worden, daß durch die Sinne der Weg zu unsrer Seele geht. Locke hat mir das Zutrauen zu den so genannten reinen abstrakten Sätzen völlig hinweggenommen, und ich glaube, ein jeder, der Locken ließt, und mit ihm denken lernt, denkt eben so. Wir werden bey allen dem, was wir als schön finden, zu einer Empfindung, die uns dem schönen Gegenstande geneigt macht, hingerissen. Man wende dieses auf die Vorstellung der Tugend an. Es ist hier gleich viel, was für eine Definition man von der Schönheit annehmen will: hier kommt

es blos auf die Ueberzeugung an, welche uns versichert: warrlich, das ist schön! wer wollte das Schöne nicht lieben, wer wollte nicht gern selbst schön seyn? Ich frage einen jeden, unter euch M. L. wollt ihr lieber häßlich, oder schön seyn? Lieber das Häßliche, oder das Schöne lieben? Wollt ihr lieber einen schönen oder einen häßlichen Charakter haben? Welche Fragen, kann mancher denken. Dennoch giebt sie die Materie an die Hand.

"Die Tugend ist Pflicht; ist schuldiger Gehorsam gegen die Gebote des Schöpfers," — ja, ja, sagt der kaltblütige Verstand, daß weiß ich wohl, und — — strengt sich aufs äuserste an, um seinen Freund zu verläumden, und dadurch sein Glück zu machen.

"Die Tugend ist Schönheit, sie macht uns durch Wohlthun der Gottheit — man denke diesen Gedanken — der Gottheit ähnlich." Die Empfindung wird gerührt; ich soll meinen Freund verläumden, um dadurch glücklich zu werden. Gott gleiches Wohlthun ist

schöner:

schöner: — nein! ich verabscheue das Häßliche der Verläumdung. Meine Empfindung ist zu warm, um mit tückischer Bosheit und kalter Arglist zu schaden. Nein; nein; ich schade Niemanden. —

Wahrhaftig! ich schwöre bey der Seele des Menschen! so sind die Erscheinungen ihrer Natur. Wir werden immer von Leidenschaften und Empfindungen getrieben, und sind, wie Young sagt, ihr Spiel. Wenn wir nun unsre Empfindungen sanfter, edler, menschenfreundlicher machen können; o so haben wir gewonnen, über uns selbst gewonnen. So auf diese Art unsre Empfindungen zu verfeinern, zu adeln, ist die Absicht des Bestrebens, die Tugend schön und empfindlich vorzustellen, und ist sehr oft auch der Erfolg dieses Bestrebens.

Wir sterblichen räthselhaften Geschöpfe sind weder so böse, wie uns Swift, noch so gut, wie uns Hutcheson mahlt. Beyde zeigen den Charakter ihrer Nation, die gern bis zum äusersten ausschweift. Am wenigsten aber ist es wahr, daß das allgemeine Wohl-

wollen

wollen ein Trieb unsrer Natur sey, welcher dem Triebe der Selbstliebe zur Seite stehe. Wie glücklich wäre das menschliche Geschlecht, wenn ein jeder diese ursprüngliche Neigung besäße. Wenn man den Menschen analytisch studirt, und von der Erfahrung des Lebens geleitet wird, so entdeckt man freylich den Trieb des Wohlwollens, aber er ist ein abgeleiteter Bach aus der Quelle der Selbstliebe.

Es ist wohl nicht nöthig zu erinnern, daß es einen großen Unterschied giebt zwischen Selbstliebe und **Eigenliebe**. Diese ist fehlerhaft und macht uns zu eigennützigen Creaturen. Jene bildet uns zum allgemeinen Wohlwollen; und man kann sie, wie der gekrönte **Weltweise** vorschlägt, zu einem Grundsatze in der Moral annehmen, wenn man ein genugsam geschickter Baumeister ist. Nicht blos, weil unser eigen Wohl mit dem Wohle des Ganzen zusammenhängt, und daher fließt, weil ohne den Pflichten, die wir andern schuldig sind, wir selbst unglücklich werden, nicht blos des Eigennutzes wegen werden wir noth-

wendig verbunden, moralisch gut zu leben. Es giebt noch einen andern noch nicht genug bekannten Grund. Unsere **Einbildungskraft** giebt uns Vorstellungen von den Empfindungen anderer. Sie bewirkt dieses auf keine andere Art, als daß sie uns vorstellt, welche Empfindungen wir in gleichem Falle haben würden. Hierdurch wird, vermöge der Eindrücke, die die Seele von der Einbildungskraft empfängt, der Mensch auf gewisse Art ein anderes, ein fremdes Selbst. Er empfindet nunmehr etwas ähnliches mit demjenigen, von dessen Zustande seine Einbildungskraft ihm Eindrücke giebt. Nun wirkt bloß die Selbstliebe. Das Gefühl, welches wir selbst jezo, an die Stelle andrer versezt, empfinden, nennen wir das **Mitgefühl**. Es ist genau zu reden ein eignes Gefühl. Die Wirkungen und Folgen dieses Gefühls können sich unmöglich anders, als durch **Wohlwollen** für andere äusern. Denn wir sind jezo selbst andere, und werden durch diese wohlthätige Täuschung in eine Wärme der Selbst-

liebe

liebe versezt, welche Liebe gegen andre ist. Sehet da den Grund von dem Triebe des Wohlwollens, den man nicht mit Hutcheson zu einem ursprünglichen Triebe machen muß, sondern welcher aus der Selbstliebe quillet.

Hieraus läßt sich zugleich ein physischer Grund von der Verschiedenheit der Charaktere in Absicht des so genannten Mitgefühls und des Wohlwollens ableiten. Unser Nervensystem hat daran großen Antheil. Bey feinern empfindlichern Nerven, bey einer lebhaften Einbildungskraft, ist die sympathetische Güte des Herzens stark. Gröbere, dickere Nerven sind Ursachen zur Unempfindlichkeit und Grausamkeit. Ein starker Riesenkörper und große Menschenliebe ist das größte Widerspiel in der Natur.

Die Selbstliebe, der Grund unsrer Triebe, neigt uns zum Bestreben nach Vergnügen, und erhält uns darinnen. Welcher Mensch liebt sich so wenig, daß er nicht Vergnügen suchen sollte? Jede menschliche Seele empfin-

det, ihrer Natur nach, Vergnügen, und Belustigung aus der Anschauung der Vollkommenheit. Die einzelnen Ausnahmen einer von Neid verderbten Seele heben die Regel unsers Wesens nicht auf. Die Belustigung bey der Anschauung der Vollkommenheit ist selbst schon der erste Grad derjenigen Gemüthsbewegung, welche wir Liebe nennen. Es ist eigentlich Selbstliebe, aber sie wird durch die Einrichtung unsers Schöpfers wohlthätig für andre. Es ist, sage ich, Selbstliebe; denn es ist das Bestreben unser eigen Vergnügen bey der Betrachtung des Vollkommnen, des Schönen, zu unterhalten und zu stärken. Die schmeichelnde angenehme Rührung unsrer Nerven bey dieser Anschauung, die daher entstehenden ergötzenden Vorstellungen unsrer Seele, erwecken in uns diese süße Empfindungen. Diese Empfindungen suchen wir öfters zu ernähren, und daher wo wir können, streben wir nach dem Schönen, und verweilen uns dabey. Das heißt: wir lieben das Schöne.

Aus diesem ersten Grade der Liebe wird sehr bald der zweete erzeugt. Der wesentliche Trieb nach unsrer eignen Vollkommenheit flößt uns unaufhörlich die Begierde nach demjenigen ein, was wir für vollkommen und also für nöthig zu unsrer Glückseligkeit halten. Die Begierde nach dem Besitze des Vollkommnen ist das, was wir im eigentlichsten Sinne Liebe nennen können. Sie wird ein Feuer, welches uns gegen das rege macht, was zu unsrer Glückseligkeit nöthig scheint; welches uns in eine warme wallende Bestrebung nach dem Besitze bringt; welches unsre Lebensgeister in Thätigkeit versezt; Neigung, Hofnung, Wirksamkeit, Anstrengung erweckt. Wir suchen uns demjenigen ähnlich zu machen, was wir billigen oder bewundern. Daher nennt Aristoteles den Menschen, vorzugsweise, das nachahmende Thier.

Dieser allgemeine Trieb der Nachahmung ist ein Geschenk unsers Schöpfers, wofür wir ihn nicht genug anbeten können. Durch ihn werden wir zur Ausübung der Tugenden,

die wir an andern gewahr werden, geleitet. Durch ihn flößen uns die Beyspiele der erdichteten und wahren Geschichte, der Fabel, der ganzen Poesie, tugendhafte Neigungen ein. Durch ihn suchen wir uns nach guten Charakteren zu bilden, und bekommen einen Hang zu edlen Handlungen, deren Reitz uns eben entzückte. Er ist der Amor, wenn ich mit dem Plato reden darf, welcher die Aehnlichkeit der Tugendhaften unter einander, und das Verhältniß der Sterblichen mit Gott unterhält.

Der Mensch ahmt, von der ersten Kindheit an, beständig nach, wenn wir die allerersten Triebräder seiner Handlungen erforschen. Er sucht die Glückseeligkeit. Der Weg, den andre vor ihm schon dazu gegangen sind, ist ganz natürlich der sicherste. Wir richten uns nach fremden Erfahrungen, Beyspielen und Kenntnissen. Die Nachahmung wird uns so sehr zur Gewohnheit, daß sie das leichteste Mittel ist, theils uns zu Meynungen und Handlungen zu bewegen, theils uns in diesen Meynungen

nungen und deren Wirkungen immer zu erhalten. Wenn dieses gewiß ist, (und wer leugnet es?) so ist für uns Menschen, wenn wir uns genau untersuchen, nichts fruchtbarer, tugendhaft zu werden und zu bleiben, als die Tugend schön, reitzend, sinnlich vollkommen uns immer vorzustellen, nichts wirksamer für unsre Seele, als immer unsre Einbildungskraft mit den schönsten Bildern der Tugend zu unterhalten, und dadurch, wie wir oben gezeigt haben, süße Empfindungen, Ergötzung und Nachahmung zu erwecken.

Ich fodre einen jeden auf, welcher sich tugendhafter Handlungen bewußt ist, zu sagen, ob er solche Handlungen nach den Regeln des Systems, aus Erinnerung an die Grundsätze der Vernunft ganz allein, vollführt habe? ob er seine Empfindungen und Leidenschaften ganz und völlig den kalten Sätzen des Compendiums aufgeopfert habe? Bey einzelnen Fällen, wo die Leidenschaften keine Hitze, und der Eigennutz keine Absicht hatte, gebe ich es zu. Oft betrügen wir uns selbst dabey. Al-

lein, wenn der Eigennutz mit fremden Vortheilen streitet, wenn die Leidenschaften zum Widerspiel der Tugend reitzen, so ist es umsonst, durch bloße Schlüsse des Verstandes sich zu überwinden. — Wir müssen unsre Leidenschaften unterdrücken lernen. — Ganz wahr, daß wir es *müssen*: es fragt sich nur; ob wir es *können*. Durch die bloße reine Vernunft können wir es gewiß nicht. Natur bleibt Natur. Die Aussenwerke unsers Charakters können wir verändern, aber die inneren Minen sind unzerstörbar. Wenn wir hingegen unsre Einbildungskraft durch öftere Uebung zu einer Fertigkeit gewöhnt haben, bey jedem kleinen Anlaß uns mit reitzenden, angenehmen Vorstellungen der göttlichen Tugenden zu ergötzen, und unsre Empfindungen dadurch zu erregen, so sind wir zu ganz ungemeinen Handlungen fähig. Unsere Leidenschaften und Begierden entstehen aus den Vorstellungen der **Einbildungskraft**. Wir werden dadurch zu Gesinnungen und Handlungen geleitet, weil sie uns vortheilhaft dünken. Ist

die

die Tugend zugleich eine Beschäftigung unsrer Einbildungskraft geworden, und diese lebhaft genug; so geht gleichsam die Springfeder der Leidenschaften, welche wider die Tugend treiben, zugleich auch einen entgegengesezten Gang, und die Erfahrung kann die stärksten Beweise von den wohlthätigsten daher bewirkten Folgen für die menschliche Gesellschaft gewähren.

Man kann daraus sehen, wie falsch der Einwurf sey, "daß die Rührungen der angenehm vorgestellten Tugend und deren Wirkungen, nur vorübergehend und nicht beständig genug sind." Im Gegentheil sind sie von weit beständigerm Nutzen als die bloßen systematischen Demonstrationen, durch welche die Tugend, wie durch ein fürstliches Edict, anbefohlen wird. Es ist bekannt, wie jener Spruch sagt: daß wir nach dem Verbotnen streben. (*)

Das sanfte unsrer Lust am sinnlich vollkommnen, das schmeichlerische, das so zu sagen wollü-

(*) Nitimur in vetitum.

stige Gefühl der sinnlich vorgestellten Tugend für eine feinere, das heißt mit zarten, empfindlichen Nerven versehne Seele, verschaft einer nur nicht ganz trocknen, schlaffen Einbildungskraft, so starke, so bleibende, so leicht wiederhohlte Eindrücke, daß sie bey allem, was moralisch ist, fast unbewußt wieder erweckt werden. Es giebt Personen, die bey diesen Ausdrücken nicht wissen werden, was sie denken sollen: eben diese Personen sind es, (und es sind, dem Schöpfer sey Dank, sehr wenige) welche eine so geringe Portion von Einbildungskraft erhalten haben, oder mit Vorurtheilen so verblendet sind, oder so abgehärtete unfühlende Nerven haben, oder endlich so sehr den selbstischen Leidenschaften schon unterworfen sind, daß für sie — die Compendienmoral immer die beste bleiben kann, ohne daß die weit überwiegende Menge der andern Menschen sich nach ihrer individuellen Singularität richten kann und darf. Für diese jetzo genannte sind nur einige Worte gesagt; der Vortrag selbst ist für sie nicht.

Es ist so wohl aus der Erfahrung, als aus Demonstrationen und Compendien längst bekannt, daß sittliche Triebe unsrer Natur wesentlich sind. Nun aber ist es eben so bekannt, daß Triebe durch die Einbildungskraft, ihrer gewöhnlichen Quelle und Nahrung, weit mehr gestärkt und erweckt werden, als durch Schlüsse der stillen gelassenen Vernunft, welche durch ihr bedächtiges Grübeln die Hitze dämpft und überwallende Regungen einschränkt. Gleichwohl ist es öfters sehr gut, und für das Wohl der Mitbürger nützlich, mit Hitze des wohlwollenden Affects zu handeln, ehe wir durch eine schüchterne Behutsamkeit für unsern eignen Nutzen weniger wohlthätig werden, um mehr weise zu seyn. Gewiß, die bedachtsame Ueberlegung hält uns sehr häufig von manchen gutthätigen Ergiessungen des Herzens ab. Wir wollen unserm Freunde helfen; aber wir besinnen uns dabey mit Vorsichtigkeit, und werden gewahr, daß wir leicht dadurch einen Mächtigen wider uns aufbringen könnten. Verlassen ist der

Freund.

Freund. — Wir wollen die Unschuld eines Verläumdeten retten — aber der ihn verläumdet, wird es uns übel nehmen: also retten wir ihn nicht. Die Weisheit des Eigennutzes geht wohl noch weiter, und räth uns, die Verläumdung zu unterstützen, weil wir uns dadurch gefällig machen, für gute Gesellschafter gehalten werden, und Lob bekommen. — Der Rechtschafne leidet und wird verfolgt: man zieht seine Ehrlichkeit, seine Tugend in Zweifel: man erzehlt Handlungen von ihm, welche theils offenbar falsch, theils durch seine Zusätze und Wendungen verunstaltet sind. Wir wissen das Gegentheil, wir können die Unschuld darthun: — allein die Klugheit der Vernunft befiehlt zu schweigen und allenfalls insgeheim zu bedauern. So stört der bloß vernünftige Eigennutz der Menschen das Wohl der Menschen: und stürzt auf gleiche Art die Niedrigen und Erhabnen. Ach! zur Schande der menschlichen Klugheit ist die Geschichte an solchen Beyspielen sehr reich! Alle Völkerschaften haben sie gehabt.

England

England schickte, aus weiser Furcht für einen mächtigen Bösewicht, einen König auf die Henkersbühne.

Wer behauptet, daß die Liebe zur Tugend, die aus ihrer gezeigten Schönheit und Vortreflichkeit entspringt, ein leerer eitler Gedanke sey, der ein schnell vorbey rauschendes Vergnügen gewähre, keine eigentliche Liebe, keinen Eifer, der zur Tugend befeure und sie ernähre; wer dieß behauptet, ist, aufs gelindeste zu reden, ganz unfähig, Schönheit zu empfinden und von ihrem Reitze entzündet zu werden. Die Rührung selbst ist zwar vorübergehend; wer leugnet das? allein ist es die Bewegung des Willens (die inductio animi) welche aus der Ueberzeugung der bloßen abstrahirenden Vernunft entspringt, nicht ebenfalls? Wird hingegen diejenige Rührung öfters wiederhohlt, welche die Betrachtung der moralischen Schönheit erzeugt, so erhält die Einbildungskraft Fertigkeit genug, uns immer die angenehmen Bilder wieder vorzustellen, die uns ergözten, und dadurch nach und nach unsre

sittlichen

sittlichen Triebe auf eine bewundernswürdige Art zu stärken. Ich rufe die Erfahrung zur Zeugin. Ich weiß mit dem innigsten Vergnügen, wie viel ich diesem edlen Mittel meiner moralischen Besserung schuldig bin.

Nicht, als wenn ich die Ueberzeugung der Vernunft durch Schlüsse, durch erkannte und bewiesene Wahrheiten aus dem Gebiete der Moral verdrängen wollte. Die reine Vernunft soll vielmehr die Herrscherin dieses Gebietes seyn; allein man muß ihre gutwilligen treuen Diener, deren Beystand sie bedarf, nicht, wie Hugenotten, aus dem Lande treiben wollen. Durch bloße Schlüsse des Verstandes, ohne auf den Willen zu sehen, und böse Leidenschaften und Begierden zu haben, werden blos die Houyhnhnms des Dr. Swift zur Güte und allgemeinem Wohlwollen gebildet. Aber die Houyhnhnms sind auch keine Menschen.

Wer Tugend liebt, wird jedes Mittel zur Ausbreitung derselben mit Vergnügen gewahr werden, und ihm seinen Beyfall nicht versagen.

gen. Tugend ist die Grundveste der menschlichen Wohlfarth: jeder Arbeiter daran verdient Lob und Billigung, wenn er ihr nur nicht zum Schaden arbeitet. So lasset ihr, die ihr den reitzenden gefälligen Vortrag der Tugend, als moralische Schönheit betrachtet und empfohlen, nicht für den besten haltet, eure Mitbrüder in dem Lehrgebäude derselben, nicht euren Unwillen wenigstens empfinden. Lasset sie ihre Methode wählen, wie sie wollen, und behaltet die eurige. Ihr habt gesehn, daß die Methode nicht schädlich sey und keinen Tadel verdiene. Viel noch könnte ich hier zu ihrer Empfehlung sagen; allein was ich gesagt habe, dünkt mir hinreichend zu seyn.

Ja, ich will der Tugend, nicht blos aus Pflicht, sondern aus Liebe, aus warmer Liebe, mein Leben opfern. Ich will sie nicht blos als nothwendig, sondern als liebenswürdig betrachten: nicht nur wie den Befehl eines Edicts und den Rath der Vernunft, sondern auch als zurückbleibende Freude der sterblichen Tage, als Wonne des Lebens und Wollust des Geistes verehren. Jede gute Handlung, jede Ausübung der moralischen Pflichten, will ich als eben so viele schöne Züge in meinem

nem Charakter mir vorzustellen und denselben damit gleichsam auszumahlen suchen. Unter den reitzendsten Bildern, die ich mir denken kann, unter den stärksten Farben der Einbildungskraft will ich mir Wohlwollen gegen die Mitgenossen meines Geschlechts, Großmuth, Liebe, Dankbarkeit, Freundschaft, Begierde gegen alles, so mich umgiebt, nützlich zu werden, vorstellen. So, unter den lachenden Gemählden der entzückendsten Liebenswürdigkeit will ich mir die tugendhaften Handlungen, nach ihren Gattungen, als Meisterstücke moralischer Guides, Titiane, Raphaels, und Correggios denken. Ich will meine Einbildungskraft und dadurch meine Empfindung für dich, o göttliche Tugend, täglich aufs neue erwärmen. In dieser wallenden Wärme will ich mich zu erhalten suchen; stets zu erhalten suchen. Ein feuriger Gedanke deiner unsterblichen Schönheit, o Tugend, begeistre mich: — von ihm erfüllt hänge ich deiner Betrachtung schweigend nach. —

II.

Rede

von der moralischen Schönheit überhaupt.

Wie ein Freund mit den Freunden seines Herzens über wichtige Dinge sich zu unterreden pflegt, so spreche ich jetzo mit Euch, meine Freunde in der Laufbahn der Tugend. Liebe der Rechtschaffenheit, rein, wie der entwölkte Himmel, beseelt meine Absicht. Wie kann ich anders, als zuversichtlich auf Aufmerksamkeit Rechnung machen? Wer rein liebt, glaubt auch gar zu gern rein geliebt zu werden. Habe ich noch nöthig, durch einen schmeichelhaften Eingang meine Rede zu eröfnen, indem ich euch von der moralischen Schönheit unterhalten will? Ich fodre die Aufmerksamkeit auf. Dem Reitze und der Entzückung der edelsten der Menschen ist sie geweiht.

Der, M. Fr. welcher die Weisheit, wie man sagte, vom Himmel rief, weil er die

Moral zuerst unter den Griechen lehrte, Sokrates,

Das edelste Leben, das jemals gelebt war,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dieß Leben erhöhte,

Sokrates zeigte die Moral in derjenigen Schöne, in welcher sie sich ihm offenbart hatte. Die gefühlvollen Griechen waren zu sehr Griechen, um nicht entzückt zu werden; und sie huldigten einer Göttin, die so sehr göttlich war. Tugend hieß Schönheit; und Laster war Häßlichkeit. Daher jene unüberwindliche Liebe für das Vaterland, jene unbegreiflichen Tugenden; denn sie liebten die Tugend zu stark, um sie je, in welcher Gefahr es war, zu verlassen.

"Gleich der Sirenenstimme, sagt beym Plato ein Schüler des Sokrates, bezaubert mich Sokrates. Wenn ich ihn von der innern Schönheit reden höre, so klopft mir mein Herz bey seinen Worten, wie wenn der Korybanten Musik erschallt: ich werde entzückt, ich vergieße Thränen, und eben dieß wiederfährt,

fährt, wie ich sehe, allen Zuhörern. Ich hörte oft den donnernden Pericles reden, er gefiel mir, aber nie empfand ich, was mein Lehrer in mein Herz ausgießt, wenn er mir Tugend lehrt. Ich bin sicher, daß ich nie Unrecht thun, nie die Republik beleidigen, nie mein Vaterland entehren kann; denn, überzeugt von dem, was er empfiehlt, wollt' ich lieber das Leben verlassen als ihn. Er ist den Statuen der Silenen gleich; von außen nicht schön: inwendig haben Sie Gemälde der Götter."

Wo ist jetzo die Moral, von der man dieses hört? wo sind diese griechischen Wirkungen eines socratischen Vortrags? — In der That, M. Fr. man giebt jetzo der Tugend insgemein eine zu saure Mine, als daß sie reitzen könnte. Der Verstand billigt, aber das Herz liebt. Die Göttin der Tugend verlangt Liebe, denn sie weiß, daß sie zu schön ist, um mit dem Beyfalle der Vernunft zufrieden zu seyn. Achtung und Lob müssen ihr auch ihre Feinde entrichten, aber sie will liebende Freunde.

Xenophon schildert sie so, wie sie ihren Lieblingen zu erscheinen pflegt. So erschien sie dem Herkules, als er an zwey Wegen saß und sich nicht entschließen konnte, welchen er ergreifen sollte. Zwey Frauen kamen zu ihm, beyde von gutem Ansehn. Eine hatte die Mine der Sittsamkeit, und eine heitre ofne Stirne. Ihr Putz war Reinigkeit, die ein weißes Gewand, welches sie trug, schmückte; aus den niedergeschlagnen Augen leuchtete Bescheidenheit, und Blick und Anstand hatte die ungekünstelte Simplicität der Natur. — Dieß war die Tugend. — Die andre hatte ein sehr völliges und zartes Gesicht: ihre Haut war verschönert, so, daß sie röther und weißer, als von Natur schien. Ihr Anstand war erhaben, um der Natur mehr Pracht zu geben; die Augen blinkten flatternd umher, und schielten öfters nach dem glänzenden Kleide, welches sie trug, oft auf andre, ob sie sie bemerkten, zuweilen warf sie selbst einen Blick auf ihren nachfolgenden Schatten. — Dieß war die **Wollust**. — Herkules hatte zu viel Geschmack,

schmack, um nicht der bescheidnen Tugend zu folgen, ob sie gleich aufrichtig genug war, ihm zu gestehen, daß man auf ihrem Wege das Vergnügen nicht so wohlfeil kaufen könne, als auf dem Wege der Wollust.

Durch solche Bilder empfahl man den Griechen die Tugend, und man lernte sie dadurch feuriger lieben, als jetzo, wo man sie besser kennen lernen kann. Die Begriffe der Alten von der Schönheit waren unvollkommen, verwirrt, unrichtig. Unsere sind genau, richtig, philosophisch. Dennoch hatten ihre unvollkommenen Begriffe mehr Wirkung, als unsre richtigern. Woher dieses? Unser Zeitalter, M. Fr. versteht sich sehr gut auf Theorie und Systeme, auf abstrakte Skelette. Nur Geist der Anordnung, Feuer und Leben fehlt unsrer Philosophie. Definitionen sind Skelette, und wer liebt Skelette weiter, als Muskeln und Bau zu untersuchen? Die meisten unsrer guten Philosophen sind solche Anatomiker, welche nach Skeletten demonstriren. Da lernt man den Menschen nicht lieb haben. Bey einem

Todtengerippe fällt es uns wohl nicht ein, daß dieß eine schöne Person gewesen seyn könnte. Welche Idee von Neigung, vom Geschmack, vom Gefallen, wird dabey erregt? Keine. — Und dennoch sind unsre meisten moralischen Systeme — Todtengerippe. —

Nicht entseelt, ganz im Leben, wollen wir uns die Schönste der Schönheiten vorstellen, so wie sie ein Abglanz der Gottheit, die reitzendste Symmetrie, die genaueste Ordnung, die entzückendste Grazie ist.

Es würde sehr ungeschickt seyn, wenn wir hier die verschiednen Definitionen der Schönheit untersuchen wollten. Wir nehmen die Schönheit, als eine **Uebereinstimmung des Mannichfaltigen in Einheit**, an. Symmetrie, oder eine zweckmäßige, richtige Ordnung der Theile ist die wesentlichste Eigenschaft derselben. Und dieß nun — auf die Seele des Menschen angewandt — — welch ein entzückendes Vergnügen! ist — **moralische Schönheit.**

Als

Als Thales von Milet, einer der sieben Weisen Griechenlands, gefragt wurde: "was ist das Schönste?" so antwortete er. "Die Welt." Er hatte als Physiker Recht; zu seiner Zeit trieb man noch nicht die Moral. Ich würde auf die Frage "was ist das Schönste?" schnell antworten. — "Eine wohlgebildete, moralische Seele." Sie hat im höchsten Grad, bis zum Erstaunen, Mannichfaltigkeit in Einheit — in tausendfacher, in trillionenfacher Mannichfaltigkeit.

Der philosophische Zergliederer der Schönheit, Hogarth, nimmt als den Hauptbestandtheil der Schönheit die Richtigkeit der Theile an, in deren Absicht jedes einzelne Ding, entweder durch Kunst oder Natur gebildet ist, weil diese Richtigkeit in Ansehung der Schönheit des Ganzen von der größten Wichtigkeit ist. Wie genau läßt sich dieses auf unser Seelensystem anwenden! Wenn alle Theile desselben eine zweckmäßige Richtigkeit zu der Absicht, wozu wir bestimmt sind, haben, wenn sie insgesammt zu diesem ihrem bestimmten

Gebrauch angeordnet und eingerichtet sind, so wird man eine solche Seele ja nicht anders als schön nennen können.

Eine zusammengesezte Mannichfaltigkeit in einem Ganzen ist es eigentlich, welches uns in den Gestalten und Farben der Pflanzen, Blumen, Blätter, Mahlereyen u. s. w. ergözt. Was hier das Auge empfindet, wird bey der Zusammenstimmung der Mannichfaltigkeit einer thätigen Seele, zu ihrer Bestimmung, das Gefühl des Geistes. Dort ergözt die Vorstellung durch den äusern, hier durch den innern, reflectirenden Sinn.

Die Eigenthümlichkeit, die Richtigkeit, und der Gebrauch bestimmen die wichtigsten Eigenschaften der körperlichen Schönheit. Eben diese Eigenschaften sind der moralischen Schönheit so wesentlich, daß schon die Alten dieses einsahen, und daher das Gute und Schöne als einerley beschrieben. Im moralischen Sinne ist beydes auch wirklich gleich. Da wir Menschen aber durch das Sinnliche so sehr und am leichtesten gerührt werden, und da mit

der Idee des Schönen die Idee der Anmuth, der Ergötzung und des sinnlichen Wohlgefallens verknüpft ist, so ist der Gebrauch des leztern Wortes, weit entfernt getadelt zu werden, vielmehr angelegentlich zu empfehlen. Vorzüglich aber ist dieser Gebrauch für die Wirksamkeit unsrer Zeit höchst vortheilhaft, indem unser Geschmack durchgehends mit den Begriffen der Schönheit genährt, und diese Eigenschaft allenthalben gesucht wird. Unser Geschmack begehrt jetzo ganz besonders das Vergnügen der Einbildungskraft. Ein neuer Grund die Tugend nicht nur gut, sondern auch vornehmlich schön vorzustellen und zu solchen Betrachtungen zu leiten. Das ewige Moralisiren, sagt man, und alltägliche Sprüchelchen sind abgenuzt. Aber die Moral muß alltäglich werden und ewig bleiben. Um ihr also doch einen geneigtern Eingang zu verschaffen, ergötze man durch die Bilder ihrer entwickelten Schönheit die Empfindung, und präge dadurch zu ihr die Liebe tief in das Herz ein. Der Moralist wird den Geschmack seines

Zeitalters nicht ändern können, er richte sich also nach ihm, und mache ihn zu seinem vertrauten Freund, durch dessen Empfehlung er Ansehn und Eingang gewinne.

Mannichfaltigkeit macht, erst mit Einheit zugleich, das Schöne aus, die Symmetrie, das ergötzende Verhältniß der verbundnen Theile. Also auch, sich selbst in allen unendlich mannichfaltigen Handlungen, Umständen, Neigungen, Verhältnissen, Reden und Gedanken, zum Besten, zum Nutzen seiner Mitbürger, anzuwenden, sich, immer derselbe, tausendfach zu vervielfältigen, sein Leben zu einem symmetrischen, wohlthätigen Ganzen zu bilden — das. — M. Fr. das ist moralische Schönheit.

Die Schönheit der menschlichen Gestalt ist von einer außerordentlichen Art, indem sie aus unzählbaren Schönheiten zusammengesezt ist, die aus den Theilen und Beschaffenheiten des Gegenstandes, seinen verschiednen Bewegungen, Größe, Figur, u. s. w. entspringen; die alle sich in eine zusammengesezte Vor-

stellung

stellung vereinigen, und die Empfindung mit verbundnen Kräften treffen. So auch die Schönheit der Seele; nur weit außerordentlicher, weit mannichfaltiger noch. Die Verhältnisse sind vielartiger, und das Ganze ist zusammengesezter. Dasjenige was die Künstler das Intricate nennen, die überraschende sanfte Verwirrung nimmt uns bey der Betrachtung eines Geistes, welcher ein so symmetrisches Ganze bildet, vollkommen ein, und verschaft dem, der die Theile und Verhältnisse durchschauet, das empfindlichste Vergnügen. Wenn dieses Vergnügen fortgesezt, und durch steigende Grade, während der Betrachtung erhöht wird, so geht es in einer feurigen Einbildungskraft in Enthusiasmus über. So mahlte der Sänger des Meßias die Seele Johannes.

Noch ward in heiligen Stunden
Keine so himmlische Seele vom großen Schöpfer gebildet.
Heilige Tochter des göttlichen Hauchs, komm, sey uns geseegnet!

Du

Du bist schön und zärtlich, wie Salem, wie Raphael, himmlisch,
Und erhaben. Dir werden aus deiner heiteren Fülle,
Wie aus der Morgenröthe der Thau, die Gedanken gebohren.
Und dein menschliches Herz, dein Herz voll zärtlicher Triebe,
Fließt, wie der Seraphim Auge, das, bey Erblickung der Tugend
Voller Entzückungen weint, von süßen Empfindungen über!

Man weiß, daß Proportion zur Schönheit erfordert werde. Diese Proportion besteht nicht so wohl in dem Verhältniß der Theile, als vielmehr in der allgemeinen Schicklichkeit der Struktur zum vorgesezten Endzwecke. Die geringste Abweichung von dieser natürlichen Harmonie verunstaltet jederzeit.

Diese Schicklichkeit und Brauchbarkeit der Dinge zu ihren Endzwecken nehmen die scharfsichtigsten, größten Mahler und Bildhauer zur Grundregel ihrer Kunst an. Die besten Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften

schaften haben richtig bemerkt, daß die feinsten Gedanken, die ausgesuchtesten Züge, das feurigste Pathos mißfallen, so bald sie diese Schicklichkeit unterbrechen, so bald sie den Hauptendzweck, dem alle Theile untergeordnet seyn sollten, vielmehr verhindern, als befördern. — Hier, M. Fr. haben wir die Regel der moralischen Schönheit: sie ist ihrer sinnlichen Schwester völlig gleich.

Wir sind als Menschen in eine Gesellschaft gesezt, welcher nützlich zu werden unser Hauptendzweck ist, dem die andern untergeordnet seyn müssen. Je mehr wir ihr nützlich werden, je mehr wir, nach unsern Verhältnissen andern wohlthun, in welcher Gattung, auf welche Weise es sey, und also der Schicklichkeit nachkommen, desto mehr wird unser Leben zu einem Gemälde, welches schön genennt zu werden verdient. — Selbstliebe ist der Grundtrieb der menschlichen Natur, wenn wir das feingesponnene verwebte Seelensystem des Menschen genau entwickeln. Was kann unsrer Selbstliebe empfindlicher, süsser seyn, was

kann das ganze Gefühl der Menschheit auf einen höhern Grad der Entzückungen setzen, als der hohe Begrif von unsern eignen Fähigkeiten zur Schicklichkeit, zum Hauptendzwecke? Welch ein edler Stolz — der einzige ächte — den Willen Gottes mannichfaltig in dem ganzen Umrisse des Lebens zu vollbringen!

Die Eigenthümlichkeit und Richtigkeit macht, wie Hogarth zeigt, die charakteristische Schönheit aus. Es giebt unendlich viel schöne Gemälde, und dennoch ist keines dem andern völlig gleich. Es geht hier, wie mit den Gesichtern der Menschen. Es giebt eine unendlich mannichfaltige Abänderung. Wenn wir dieses etwas tiefer erwägen, so verwundern wir uns mit Unwillen über die Kurzsichtigen, welche die Tugend nach einerley Maaßstab messen, und das persönlich individuelle, charakteristische nicht zu durchschauen vermögen. Der lustige, der melancholische, der sanfte, der rauhe, der ganz nach den Umständen biegsame Charakter — alle einzeln verschiedne haben Anspruch

spruch auf dieses Vorrecht der Menschheit, eine schöne Seele zu besitzen.

Weg mit den finstern sauern Seelen, welche Lachen für Sünde, und Lustigkeit für Unrecht halten. Irgend ein schwarzer Gedanke muß ihren Verstand umnebeln. Die freyerheiterte Mine ist eine Gefährtin der Unschuld. Oft ist die Tücke des Charakters der Mine eingeprägt, und gemeiniglich M. Fr. sind die Augen des Menschen, wenn man im Gespräche nur sorgfältig beobachten kann — Verräther der Seele. —

Die Wolken der Grillen
Verrathen genug
Boshaftigen Willen
Und bösen Betrug.

Ein muntrer, lebhafter Geist ist nicht leicht der Bosheit fähig; denn diese Häßlichkeit verlangt Ueberlegung und vorbedachte Absicht. Hitze hingegen, Flüchtigkeit und überraschende Eile bezeichnet den muntern Geist. Ein langes Studiren auf schwarze Bosheit und Arglist stimmt mit ihm nicht überein. Die Reue folgt ihm nach, und wird von der Veränder-

lichkeit, die diesem Charakter eigen ist, erzeugt. Gegen nichts in der Welt geschieht vielleicht so viel und so oft Unrecht, als gegen muntre lebhafte Personen. Sie verirren sich sehr leicht, sie begehen Fehler, und dann ist man unbillig, auch wohl boshaft genug, gleich daraus ihren Charakter bilden zu wollen. Eine einzige Handlung, und wenn sie auch noch so auffallend ist, bildet noch nicht den Charakter. Eine Sommersprosse entstellt die Schönheit noch nicht. Die Summe der Handlungen zum wohlthätigen Ganzen für die Welt zu bilden, ist der Tugend Geschäfte; und der Munterkeit ist es leichter, als der trägen Unthätigkeit, geschäftig zu seyn. Lasset uns unsre Munterkeit nur wohl ordnen, so werden wir desto lebhafter für die Tugend glühen, desto mehr zum Guten befeuert werden:

Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.
Denn Tugend und Freude
Sind ewig verwandt,
Es knüpfet sie beyde
Ein himmlisches Band.

So

So bestreute dem muntern Pope eine sanfte Heiterkeit die unangenehmen Wege mit Rosen, und er scherzte die trüben Stunden des Lebens hinweg.

Wie verschieden von diesem Charakter war der melancholische Young; dessen größtes Vergnügen in einem täglichen Spaziergange unter Gräbern bestand, und der nicht blos seinen Nachtgesängen, sondern so gar seinem neu angelegten Garten einen Tiefsinn der Feyerlichkeit und der dämmernden Nachbildung des menschlichen Lebens zu geben suchte. Dennoch war er nicht weniger schöne Seele. — Ja, der individuelle Charakter verändert nur die Züge, nicht die Bildung der Schönheit.

Das Genie macht den Großen, das Herz den Liebenswürdigen; aber wenig große Geister waren zugleich liebenswürdig. Die Begierde nach Ruhm, der Ehrgeiß wird ihnen zum Eigennuß, welchem sie alle andre Pflichten aufopfern. Die kluge Vorsicht des hellen Verstandes legt ihnen so viele Hindernisse in den Weg, Gutes zu thun, daß sie es unter-

lassen, oder vernachläßigen. Sie können oft zum Gipfel ihrer Größe nicht steigen, ohne andre um sich herum zu drengen oder zu stürzen, damit sie Platz gewinnen. Es giebt Ausnahmen, aber sie verdienen diesen Namen. Ein großes Genie mit einem guten Herzen verbunden, ist solch ein Meisterstück der innern Schönheit, wie Raphaels jüngstes Gericht; es ist der Schmuck der Menschheit. Wir Deutschen haben Ursach auf den Kaiser **Heinrich den Siebenden**, und die Franzosen auf ihren großen und guten **Heinrich den Vierten** stolz zu seyn.

Sehr selten, oder wohl niemals wohnt eine schöne Seele in dem Phlegmatiker. Selten wird er böse Handlungen zeigen, aber eben so selten auch gute, die Verdienst sind; und dann nur sind Handlungen gut, und sind Verdienst, wenn Wohlwollen, Grundsätze, Entschließungen die Triebfedern sind. — Zu viel von der Trägheit verlangt! — Sie handelt nicht leicht böse, weil sie nicht gern handelt. Sie schadet nicht leicht, weil es ihr Mühe macht.

Sie scheint ein gutes Herz zu haben, weil sie gar keins hat, oder es doch schläft. Nein, M. Fr. welchem es nicht Mühe macht, tugendhaft zu seyn, der ist es nicht. Ueberwindung, Eifer, Wärme des Herzens, Stärke der Seele — oder die Tugend ist ein Phantom, — ein Traum.

Wohlwollen, dieser heiße Trieb, sich andern mitzutheilen, nützlich, aus Liebe nützlich zu werden, dieß ist die Einheit, die die Mannichfaltigkeit der Handlungen, die geistige Schönheit bildet. Dieß ist die ächte Güte des **Herzens**, die unsre Thaten mit den Farben der Anmuth für den betrachtenden Geist mahlt.

Die Philosophen nennen den Reitz, die Schönheit in Bewegung gesezt. Eine reitzende Seele also ist, eine aus Wohlwollen stets wirksame. Selbst dem Schöpfer gewährt sie Reitz; er vergnügt sich an ihr, wie das schwache Auge des Sterblichen an dem funkelnden Demant.

Man könnte die große Kunst des fühlbaren Kreislaufs, oder der Schwellung in den Adern

bey den Bildungen der Schönheit, die große Kunst des Pugets sehr gut mit dem moralischen Enthusiasmus und dessen Wirkungen vergleichen.

Ohue Einheit findet keine Schönheit statt: ohne dem Wohlwollen keine lobwürdige Handlung. Eine noch so heroische, noch so starke Handlung, wenn sie nicht die Triebfeder des Wohlwollens erzeugte, überrascht und betäubt zwar, aber sie gefällt nicht, sie rührt nicht. Wenn Mahomet der Zweyte seiner innig geliebten Irene den Kopf abschlägt, um zu zeigen, daß er Herr über alles sey; wenn Bourbon im Sturme zuerst Roms Mauern hinan klettert und in den Tod geht, um wilder Sieger zu seyn; so sehen wir zwar in solchen Beyspielen eine schreckliche Stärke des Geistes, aber nichts gefälliges, nichts, was uns einnimmt. Wenn hingegen Leonidas groß genug ist

Den schönsten Tod zu sterben.
Den Tod fürs Vaterland;

so überfällt uns beym Anblick von Thermopylä und des getödeten Helden ein heiliger Schauer, und wir stimmen Klopstocken bey:

Unsterblichkeit dir! mit Blumenkränzen umwindet
Die Muse dein heiliges blutiges Haar!

Denn hier ist Wohlwollen, dort rohe Wildheit, beym Mahomet Eigennutz, beym Leonidas überfließende Güte des Herzens die Triebfeder gewesen. So gewiß ist es, daß Wohlwollen die Symmetrie unsrer Handlungen formt.

Und am schönsten geformt ist das Leben, wenn ein fest angenommener Grundsatz, nach der Situation, worinnen sich jemand befindet, eine Simplicität des Charakters bildet, das heißt, werkthätiges, mannichfaltiges Wohlwollen nach einem wohlgeordneten Plane des Lebens. Der in der Schule und von gelehrten Pedanten so sehr mißkennte Cicero ist hieinnen ein edles Beyspiel. Mit unüberwindlicher Stärke der Seele, mit einer unerschütterten Ueberzeugung trachtete er unermüdet

det seinem Vaterlande nützlich zu werden, und wenn er in der Rede wegen des Marcellus auch dem Cäsar schmeichelte, so geschahe es um der Wohlfarth willen eines vortreflichen Bürgers des Vaterlandes. Dem Antonius konnte die patriotisch römische Seele nicht schmeicheln. Endlich beschloß der Vater des Vaterlandes sein wohlthätiges Leben, nach seinem beständigen Plane, mit dem lezten und feyerlichsten Ausdrucke seiner Beredsamkeit. **Ich will im Vaterlande sterben, das ich so oft errettet habe.**

Was bey den schönen Wissenschaften, in Gedanken und im Ausdrucke **Erhabenheit** heißt, heißt auch im Charakter Erhabenheit. Eben die Regeln, eben die Grundsätze. Aber — sonderbar! — die Größe des Charakters im vollsten Glanze, im höchsten Grade, zeigt sich erst alsdann, wenn der Mensch leidet. Wenn die Menschheit sich an der Menschheit versündigt, wenn andre das Wohlwolen gegen uns vertilgen, Ungerechtigkeit, Haß, Neid und Verfolgung uns bestürmen, wenn

Glück, Leben, und, was dem Weisen noch mehr ist, Ehre geraubt wird. — Dann — dann noch dem Menschen — noch denen, die Feinde sind, wohlwollen, — dieß ist Erhabenheit. — Der Ausruf des sterbenden Allerheiligsten am Creuze: **Vater — vergieb ihnen — sie wissen nicht, was sie thun,** — ist allein schon fähig, jeden, der Gefühl hat, zum Christen zu machen. Wer diesen göttlichen Worten nachdenkt, muß entweder ein Bösewicht, oder ein Christ werden.

Bey der Größe und Erhabenheit dehnt sich unsre Seele gleichsam nach dem weiten Umfange des Gegenstandes aus; sie wird gleichsam größer, als sie selbst ist, sie wird mit einer großen Empfindung erfüllt, welche sie ganz in Besitz nimmt, und in eine feyerliche Stille versezt, und mit tiefer ernster Bewundrung und Erstaunen vergnügt. Sie findet solche Schwierigkeit, sich nach dem Maaße ihres Gegenstandes auszubreiten, daß ihre ganze Natur dadurch belebt und in Thätigkeit versezt wird. Wenn sie den Widerstand, der

dieses veranlaßte, überwunden hat, so giebt die Empfindung dieser Ausdehnung, dieser Unermeßlichkeit ihr einen edlen Stolz, und unterhält sie in einem hohen Begrif ihrer eignen Fähigkeit. So schildert der Lehrer des Geschmackes Gerard, die Erhabenheit und alle Worte dieser Schilderung lassen sich auf den erhabnen Charakter, bey welchem wir eben dieses empfinden, anwenden. Ohne Simplicität können Dinge diejenige Größe nicht besitzen, welche nothwendig ist, um uns eine Empfindung des Erhabnen einzuflößen. Simplicität des Grundsatzes, des Wohlwollens, auch im Leiden, auch in den schrecklichsten Störungen desselben, mit unerschütterter Seelenkraft zu zeigen, gebiert dieß Gefühl der Höhe, des ausdehnenden Umfangs der Seele. —

So erfüllt das Gesicht des weltberühmten Laokoons eine stille, standhafte, edle Wehmuth, die eines Helden, eines Weisen würdig ist, und zugleich als eine Lehrerin der Standhaftigkeit den Anschauenden anzureden scheint:

hier lerne Unglück ertragen: hier Schmerzen leiden.

Wenn der Rechtschafne leidet, so muß dieß selbst für die Gottheit ein angenehmes Schauspiel seyn, indem sie den standhaften, erhabnen Helden mit Uebeln kämpfen, und unbezwinglich sieht, mit Kühnheit, und übernatürlichem Feuer durch alle Schwierigkeiten sich hindurch arbeiten, und mit felsenfester Seele unbeweglich stehen sieht. — Jene stille Größe, mit welcher Huß dem Scheiterhaufen sich nähert, und seinen Körper der Wahrheit im Feuer aufopfert, — o! das Wonnegefühl des Empfindlichen bey dieser Scene läßt sich in sterblicher Sprache nicht schildern. —

Man könnte über diese Materie der moralischen Schönheit sehr weitläuftig seyn, und die ganze Rangordnung der erhabnen Gedanken durchlaufen, welche die Kunstrichter festgesezt haben: alle lassen sich anwenden: aber wir würden auch durch die witzigste Vergleichung, die Tugend, als moralische Schönheit betrachtet, in kein helleres Licht setzen, als bisher ge-

schehen ist. Die erste Stufe der erhabnen Gedanken haben die, die auf göttliche Würde sich beziehen, auf Größe der Denkungsart, auf Festigkeit der Gesinnungen, auf Tugend im Leiden. — Aber jede edle Handlung schon ist Tugend, und

Durch sie steigt man zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige — auch Könige — nur — nur M. Fr. — Knechte.

Schönheit, im genauen Verstande, ist von der Erhabenheit verschieden, obgleich jener Begrif der allgemeinere ist. Zu jenen gehören die geselligen Neigungen, die gemeinnützigen Handlungen; zu dieser jedes Verdienst, das aus Stärke des Geistes entspringt, und also die gewöhnlichen Kräfte zu übertreffen scheint.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß die Tugend in der bloßen Empfindung des Wohlgefallens an gewissen Handlungen und Neigungen liege; sie liegt vielmehr darinnen, daß man dieser Empfindung selbst gemäß handelt. Allein durch öftere wie-

derholte Uebung des Nachdenkens über schöne, edle, großmüthige Handlungen, wird der Geschmack an der Tugend gebildet, und dieser gebildete Geschmack giebt unserm ganzen innern Wesen, so wie der Geschmack im äuserlichen, eine gewisse allenthalben hin ausgebreitete Richtung. Wir bekommen liebreichere und würdigere Begriffe von der menschlichen Natur, wir sehen die innern geheiligten Verbindlichkeiten ein, in denen wir stehen, und der moralische Sinn bekommt endlich das Uebergewicht über unsre Leidenschaften. In dieser Absicht ist es öfters sehr gut, bey edlen, großmüthigen, besonders hervorstechenden Handlungen und Charakteren in eine Art von Begeisterung zu gerathen. Vergiebt man es den Dichtern, wenn sie bey Haut und Farbe, das ist, bey körperlicher Schönheit eines Frauenzimmers, in Entzückung gerathen, warum sollte man dem Moralisten nicht zugestehen, daß er bey weit höheren, innern, ewigen Schönheiten, die keine Zeit alt, kein Zufall welk macht, begeistert werde? Erlaubet mir

M. Fr. eine solche moralische Begeisterung bey Betrachtung der geistigen Schönheit, mit platonischen Ausdrücken zu schildern.

Süßer als schmeichelndes Honig schleicht sich durch zitternde Nerven
Fromme Entzückung, und wallt brausend ins pochende Herz,
Und ergießt sich herauf in schwellende Adern mit muntern
Bacchischen Hüpfen, und blinkt schimmernd zum Auge hinaus.
Und bestreuet die Wangen mit glühender Morgenröthe
Lächelnde Heiterkeit schmückt jede der Minen mit Reitz,
Jede Bewegung wird Anmuth, und jeder Gedanke wird Wohllaut,
Alles kleidet im Glanz brennender Liebe sich ein.
Himmlische Sympathie durchströmt das wallende Herze.
Wollust — o Wollust für den — Tugend! — der dich so empfand. —

Wenn einige von euch dieses für Schwärmerey halten, so wisset, daß dieses eine vernünftige Schwär-

Schwärmerey ist, die dem Plato den Beynahmen des Göttlichen bey den feinen Griechen so wohl, als bey der Nachwelt erwarb, und welche wenigstens der dichterischen Schwärmerey über schöne Augen und zartes Fleisch vorzuziehen ist. In solcher Entzückung stand Sokrates öfters viele Stunden hindurch, ohne sich von Jemanden stören zu lassen, in eine freudige Tiefsinnigkeit versenkt, und hörte und sah nichts sterbliches, ganz mit der ewigen Schönheit beschäftiget. Wie wäre es auch möglich, den elenden körperlichen Schönheiten, die einige Monate dauern, und, so wie Blätter und Blumen, sehr zeitig, dürr, gelb, und entstellt werden, noch einen Augenblick Betrachtung zu gönnen, wenn man solche Reitze des Geistes beschaut, welche nicht die Witterung jeder Stunde fürchten dürfen, welche keiner Gewalt der ganzen Erde unterworfen, keiner Vernichtung fähig sind? Die hinreißende Ergötzung der innern Schönheiten, von welchen wir jetzo geredet haben, dauert, immer erneut, immer vermehrt, über das

hiesige verdrüßliche Leben hinweg, und begleitet uns bis in die Unsterblichkeit hinein, weil sie selbst unsterblich ist. Aber — seyn, oder nicht seyn, — dieß ist die große Frage des Philosophen, (ohne Hülfe der Religion) sind wir denn wirklich unsterblich? — Unnütze zweifelnde Frage! — ob die Seele unsterblich sey? — Wer es nicht empfinden kann, daß er unsterblich sey, ist nicht werth, unsterblich zu seyn. Der innere Durst unsers Geistes, den jeder edle Mensch fühlt, seine Existenz auszudehnen, macht ihn entweder noch unglücklicher als das Vieh, — und welcher Vernünftige wird dieß glauben? — oder er hat noch ein ander Leben, als dieses räthselhafte hier zu erwarten. —

Was ist das in mir, daß ich so endlich bin,
Und mit einem so heißen Durste dürste,
Weniger endlich zu seyn?
Das ist es in mir,
Einst werde ich weniger endlich seyn.

Klopstock.

Wie

Wie unglücklich, meine theuersten Freunde, ist der moralisch Häßliche! Der glücklichste aller Bösewichter, den die Geschichte, den die Welt gehabt, war Cromwell. Aus einem armen Privatmanne, im Staube gebohren, ward er ein König. Kann das Laster wohl je glücklicher seyn? — umgekehrt — kann es wohl je unglücklicher seyn? Der stolze Gewaltige, der Monarch, dem die Fürsten und Könige Europens schmeichelten, legt sich zitternd, erst spät, jede Nacht, in ein Bette, welches mit dreyfachen Thüren vor dem drohenden Tode verriegelt wird, und er, so tief verschlossen, muß ein Schwerdt und Pistolen unter sein Kopfküssen legen. Ist das der ruhige Schlaf? — der die einzige wahre Ruhe des Sterblichen seyn soll? — den geladne Pistolen und ein Henkers Schwerdt ruhig machen müssen? — Ja, der unglückliche Tugendhafte ist schon hier glücklicher, als der glückliche Bösewicht.

Schönen Seelen ist der Ehrgeitz eigen; aber ihn über die Spanne des kurzen Lebens auszudehnen, ist der Tugend, ist der moralischen Schönheit Werk.

Unmöglich kann dieses kurze Leben die Bestimmung unsrer Seele seyn, die sich so unsterblich fühlt, die, nicht einmal halb reif, schon untergehen müßte. — Nein, so grausam kann der Schöpfer nicht seyn; solch ein Widerspruch läßt sich nicht denken. — Fühlen, unsterblich zu seyn, und dennoch es nicht seyn. — Nein! nein! Lasset uns M. Fr. an der Unsterblichkeit unsrer Seele, an der ewigen Dauer einer göttlichen Schönheit nicht zweifeln.

Wenn wir das allgemeine Wohlwollen gegen die Menschheit zu derjenigen thätigen Fertigkeit erhoben haben, welche nie fähig ist, andern zu schaden, sondern beständig strebt, andern nützlich zu werden, so können wir uns mit edlem Stolze rühmen, keine Feinde zu

haben. So seltsam dieses scheinen möchte, da kein Mensch fast, der in irgend einer Verbindung steht, ohne Feinde seyn kann; so gewiß ist es dennoch. Hassen, verläumden können uns zwar viele, aber sie hassen uns nicht, sondern diejenigen, für die sie uns halten. Lasset uns durch Güte des Herzens und allgemeines Wohlwollen so leben, so handeln und denken, daß keiner uns hassen kann, sondern uns mißkennen und einen andern meynen muß, der wir nicht sind. Welche große und heilige Empfindung! Anfangs ist der Pfad zu dieser Wonne beschwerlich rauh und schwer, aber am Ende sind reitzende Gefilde.

Der Tugend Pfad ist anfangs steil, läßt nichts als Mühe blicken,
Doch, weiter fort, führt er zum Heil, und endlich zum Entzücken.

Die empfindbare Veredlung unsrer selbst, welche wir über eine rechtschafne, wahrhaftig moralische Handlung fühlen, ist reitzender, als

jedes andre Vergnügen. Der Anblick der sinnlichen Schönheit ergözt uns dadurch, daß unser Blut in einen gewissen angenehmen Umlauf kommt, der muntrer ist als vorher. Mit derselben Wirkung, aber in einem weit höhern Grade, belebt uns eine genaue Betrachtung der geistigen Schönheit der Menschen.

Diese genaue Betrachtung ist mit einer wunderbaren Wirkung vergesellschaftet, welche das Widerspiel von der genauen Betrachtung der körperlichen Schönheit ist. Man untersuche die Züge des schönsten Gesichtes auf der Welt, einzeln, ganz in der Nähe, und ohne von dem Vorurtheil der Leidenschaft verblendet zu seyn: man analysire die Theile der Schönheit, und betrachte sie alle für sich, den Umriß des Gesichtes, die Farbe, die Haut, die Bildungen der Stirne, die Wangen, den Mund u. s. w. Gewiß! man wird Fehler und Unförmlichkeiten bemerken, die

Bewundrung wird sich vermindern, und das vollkommen Schöne ist nicht mehr eben so sehr schön. Dieß, M. Fr. empfehle ich als das beste Mittel wider den ersten Anfall des oft so sehr verderblichen Verliebtseyns. Ihr seyd von einem Mägdchen bezaubert, ihr himmlischer Reitz entzückt euch von der Bewundrung bis zur Liebe: gleichwohl widerräth die Klugheit oder Pflicht diese Liebe. So betrachtet dann eure Schönen nur genau; analysirt ihre Reitze unpartheyisch: ihr Gesicht hat keinen Ausdruck: ihrer Mine fehlt die Seele: es fehlt der Schönheit die Proportion; die Richtigkeit dieser oder jener Theile: es fehlt — — betrachtet sie nur recht scharfsichtig, es fehlt gewiß etwas zur Schönheit, die so groß wäre, daß sie allein euch entzücken könnte. Warum sollte man dieses so unschuldige, als wirksame Mittel nicht anwenden, um sich von unnützen, oder wohl gar schädlichen Phantasien zu befreyen? um durch die Einbildungskraft die

Wirkungen der Einbildungskraft zu mindern, oder zu tilgen, um sich Ruhe des Gemüths zu verschaffen?

Ganz anders ist die Betrachtung der moralischen Schönheit. Je genauer man sie durchforscht, je aufmerksamer man alle Züge derselben betrachtet, und nach den strengsten Regeln beurtheilt, desto reitzender erscheint sie. Sie hält die Probe der Critik aus. Ja, sie wird sogar alsdann erst in ihrem wahren Werthe erkannt. Ihre Harmonie besteht aus den proportionirtesten Theilen nach den Regeln der Pflicht.

Ihr, dieser Himmlischen war diese Rede geweiht. Lasset uns die Göttliche, die so sehr göttlich ist, zärtlich lieben, und mit griechischer Zärtlichkeit ihr huldigen. Ich traue eurem guten Geschmacke zu viel, um nicht zu glauben, daß diese Grazie, die ewig schön ist, und ihrem Liebhaber Ewigkeit zur Mitgift bringt, nicht gefallen sollte.

O Tugend! ja! du bist kein leerer Name:
Denn ein Gott ists, der der Liebe Feuer
Zu dir erschaft. —

Wenn ihr, M. Fr. keine vergnügende Bewegung, keine Anmuth bey meinem Vortrage empfunden habt, so liegt die Schuld doch gewiß nicht an derjenigen Schöne, die ich zu schildern suchte; und ich muß mich schämen, daß ich ihr so ganz unwürdiger Lobredner war. — So will ich desto eifriger ihr Verehrer durch edle Handlungen seyn, durch unermüdete Geschäftigkeit, Gutes zu thun, durch ein reines, uneigennütziges unüberwindliches Wohlwollen gegen die Mitgenossen meiner Sterblichkeit, durch lautere, wirksame Liebe gegen die Feinde, durch ergießende Mittheilung gegen Freunde, durch Stärke des Geistes, durch den stündlich neu thätigen Entschluß, mein Leben zum symmetrischen wohlthätigen Ganzen für die Welt zu bilden. Jeder Glockenschlag, die Ankündigung einer ver-

floßnen Stunde, wird mich entweder mit Reue strafen, wenn ich unthätig für die Menschheit gewesen bin, oder mit Ergötzen lohnen, wenn ich meiner einzigen Geliebte, der moralischen Schönheit treu, der Welt nützlich gewesen bin. O wie glücklich bin ich, wenn nur einer von denen, mit welchen ich rede, mit mir in Sympathie, in Wärme des Enthusiasmus denkt und empfindet. — Wüßt' ichs; eine sanfte, die Wangen herabschleichende Thräne sollte ihm danken! —

III.

Von der Bildung der Selbstliebe.

Versuch einer Betrachtung.

Die Italiener haben ein boshaftes Sprüchwort: tanto buon che val niente: er ist so gut, daß er zu gar nichts taugt. Man kann es vollkommen auf diejenigen anwenden, welche das allgemeine Wohlwollen, worauf sich die moralische Schönheit gründet, ohne Absicht und Klugheit, so blindlings hin ausüben: — sie sind so gut, daß sie zu gar nichts taugen. —

Aber welche Absicht, welche Klugheit kann sich bey dem uneigennützigen Triebe unsrer Seele finden, der die größte Glückseligkeit und Vollkommenheit der ganzen bekannten Welt verlangt? So muß man nach dem System der Sittenlehre des Herrn Hutcheson fragen. Ich aber frage, ob es einen solchen wesentlichen Trieb unsrer Seele wirklich giebt? Herr

Hut-

Hutcheson, und die ihm folgen, sagen: ja. Ich aber sage und behaupte! nein. Der englische Weltweise nimmt zwey Triebe, oder Bestimmungen unsers Willens an, welche beyde ursprünglich und von einander unabhängig seyn sollen: die Selbstliebe, und die Liebe gegen andre. Man ist bisher entweder gegen den Ausländer zu höflich, oder auf die Natur unsrer Seele zu unaufmerksam gewesen, indem man dieses System entweder so gar angenommen, oder doch, indem man es nicht annahm, für problematisch gehalten hat. Ein Grundtrieb muß allen Seelen gemein, und ihrer Natur wesentlich seyn. Gleichwohl ist die Liebe gegen andre, von Natur in keiner Seele; also auch nicht wesentlich. Der Trieb der Selbstliebe verleugnet sich in keinem Menschen, in keiner Handlung, auch in der geringsten nicht. Der Trieb der Liebe gegen andre zeigt sich bey sehr wenigen. Wie kann er ein Grundtrieb seyn? Und wenn er dennoch einer seyn soll, wie kann Gott uns befehlen, einen Trieb zu haben, den wir schon

haben? Wie kann er befehlen: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst: wenn er uns die Liebe des Nächsten schon anerschaffen hat? Er befiehlt nicht! du sollst dich selbst lieben: er legte die Selbstliebe in die Natur unsers Wesens.

Wenn Hutcheson einen warmen Trieb der uneigennützigsten Liebe gegen seine Mitgeschöpfe in sich empfand, so konnte der Philosoph noch nicht schließen, daß es ein allgemeiner Grundtrieb sey. Andere, die einen gleichen Trieb in sich fühlen, untersuchen sich genauer, und finden, daß dieser so genannte Trieb eine Bildung nach Grundsätzen enthält. Wir haben ein moralisches Gefühl: aber es entspringt aus den Begriffen, welche die Cultur giebt. Jeder Wilde, der nur als Mensch gebohren ist, auch der Caffer, und der Hottentotte, besitzt Selbstliebe. Aber auch moralisches Gefühl? Wenn man die allgemeine Liebe gegen andre, welche Hutcheson annimmt, deutlich denkt, so ist sie nichts anders, als das, was man Sympathie nennt. Nun aber entsteht Sympathie, selbst

nach

nach dem neuesten und scharfsichtigsten Lehrer desselben, dem Herrn Smith (*) aus der Selbstliebe, ob er gleich an einem andern Orte, blos um ein neues System zu haben, dieses wiederum einschränken will, und sich in Krümmungen beugt, die ihn dennoch nicht erretten. (**) Alle Sympathie entsteht aus einem eingebildeten Wechsel der Situation. Wir setzen uns an die Selle von einem andern; so empfinden wir erst Mitleid, Freude, Antheil an seinem Zustande. Durch die Einbildungskraft stellen wir uns vor, welche Empfindungen wir im gleichen Falle haben würden. So erlangen wir Sympathie nicht von den Eindrücken seiner Sinne, sondern unsern eignen. So werden wir auf gewisse Art ganz **Er selbst.** Und dieses ist die eigentliche natürliche Quelle unsrer Mitempfindungen mit andern. Wir haben schon an einem andern Orte vorher davon gehandelt, und ge-

zeigt,

(*) Theorie der moralischen Empfindungen, von Adam Smith. Braunschw. 1770.

(**) S. 522.

zeigt, daß man so gar das **Mitgefühl** nicht genau so nennt.

Die Leidenschaften sind Arten der Selbstliebe: ein wahres, oder scheinbares Gut sezt sie in Bewegung. Wenn wir die Selbstliebe bilden, so werden unsre Leidenschaften verfeinert. Die gutartigen, als Freude, Liebe, Ehrbegierde, verschönern das Leben; die schädlichen, als Zorn, Haß, Geiz werden geschwächt; denn ihre Triebfeder giebt ihnen nicht den heftigen Stoß, wodurch sie gereizt werden.

Es ist so wenig wahr, daß der Mensch durch den Trieb der Selbstliebe zu einem eigennützigen Geschöpfe gemacht werde, daß er vielmehr eben dadurch zu allen Pflichten der Moral geleitet wird. Ohne diesen Grund unsrer Natur wäre das Menschengeschlecht längst untergegangen.

Wir haben einen beständigen Trieb unsre Existenz fortzusetzen. Der Gedanke der Vernichtung empört unser ganzes Wesen: wir schaudern vor ihn mit Entsetzen zurück. Aus diesem

Bayerische Staatsbibliothek München

diesem Grunde haben wir den Trieb, auch die Dauer dieser unsrer gegenwärtigen Existenz, welche wir das Leben nennen, fortzusetzen. Jederman empfindet diesen Trieb. Welch eine Quelle von Wohlthaten für das menschliche Geschlecht! — Wenn Verbrechen mit dem Tode bestraft werden, so ist der furchtbare Gedanke der Zuschauer bey der Hinrichtung der Hauptvortheil, welchen die menschliche Gesellschaft dabey empfängt. Der sinnliche Eindruck von dem Tode des Verbrechers, ob er gleich leichter stirbt, als mancher auf dem weichen Bette, oder in der Schlacht, erregt eine so starke Bewegung der Furcht, daß dergleichen Schauspiele von der größten Wirksamkeit der Warnung sind. Aus dieser Absicht halte ich die Hinrichtung einer Mörderin ihres eignen Kindes, wenn auch gleich viel zu ihrer Entschuldigung vorgebracht werden kann, alsdann für ein sehr fruchtbares Schauspiel, wenn eine Zeitlang dergleichen nicht gewesen ist, und Schrecken verbreitet hat. Man errettet durch einen Tod vielleicht viele künftige Leben. —

Durch die Begierde das Leben zu erhalten, wird Zorn, Schwelgerey, Unmäßigkeit, Rachsucht, Geitz, Eitelkeit eingeschränkt. Welch eine Menge von Pflichten lassen sich aus dieser Begierde bilden!

Jeder Mensch hat Ehrbegierde: der roheste Bauer weiß was Schimpf ist, und sieht ihn als eine Verletzung der Pflicht an, die ihm andre schuldig sind. Auch strebt er nach Vorzügen für andere, und wenn er Kirchenvater oder Richter werden kann, sucht er gewiß diese Ehrenstellen. Wenn ihm sein Prediger, an statt unnützer Metaphern und unverständiger Ausdrücke, wahre Begriffe von der ächten Ehre, Gott ähnlich zu werden beybrächte, wenn er den Trieb der Selbstliebe, der nach Ehre trachtet, zur Tugend bildete, wie viel Gutes würde er erschaffen? Wie viel Gutes, wenn er den Bauern zeigte, wie so sehr häßlich es sey, wenn man den andern beneidete, wie man durch den Neid schlechterdings nichts gewinnen könne, wie man aber dadurch sich selbst schaden könnte, auf mancher-

Bayerische Staatsbibliothek München

ley Art, und wenn es auch nur durch das verdrüßliche Wesen wäre, das zu aller Arbeit verdrossen machte; wenn der Prediger zeigte, wie sehr die Laster wider unsern Vortheil und den erlaubten Eigennutz wären! er würde gewiß nicht ohne Wirkung reden. Was der Prediger bey den Bauern, das ist das Nachdenken bey den cultivirtern Menschen. Da dieser ihre Begierde nach Ehre, Ansehn, Achtung, die Leidenschaften weit stärker treibt, so sind reinere und geläuterte Begriffe von der wahren Ehre desto nothwendiger.

Und was ist denn nun die sogeschäzte Ehre? Fallstaf beym Shakespear nennt sie eine Seifenblase, und sagt sonst noch viel Demüthigendes von ihr. Fallstafs Laune haben sehr wenige Menschen; und wenige möchten auch so, wie er, denken. Die eitle Ehre verdient allerdings Verachtung, und der sie genießt, ist der Fliege des Aesopus gleich, welche auf der Speiche eines Wagenrades saß; und zu sich selbst sagte: was für einen Staub errege ich!

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Ehre ist eine Nulle; wenn nicht Verdienste vorhergehn, so gilt sie nichts; aber wenn diese vorhergehn, so macht sie gewiß eine gültige Zahl. Unsere Ehrbegierde wird getadelt, wenn wir, mit Anstrengung unsrer Kräfte, so wie Abbt lehrt, nach Verdienst streben. Das Bewußtseyn davon ist schon ein gewisses ehrenvolles Gefühl, und wenn wir bedenken, daß wir unabläßig uns verdient machen können, daß wir es auch sollen, und immer Fehler wider diese Pflicht bemerken, so aufmerksam wir auch seyn mögen; so wird Bescheidenheit und Empfindung der Schwäche uns für Stolz bewahren, und zugleich unsre Ehrbegierde stets in Thätigkeit zum Vortheil für die Gesellschaft erhalten.

Dann füllt ihr Feuer große Geister,
Sie lehret Künst' und machet Meister,
Durch sie erhält die Tugend sich.
Der Weise folget ihr.

Haller.

Nicht das eitle Gepränge der Titel, oder eine Schaar tiefgesenkter, unterthäniger Köpfe

kann den Verständigen reitzen. Die wahre Ehre ist die Empfindung eines gewissen Werthes, und diese Empfindung ist mit der Begierde, seinen Werth zu erhöhen, das heißt, die Vortheile der Menschen zu befördern und sie glücklicher zu machen, vergesellschaftet. Dieß ist der wahre edle Ehrgeitz, welcher weiß, daß man ihn, mitten unter Verläumdung und Neid, dennoch hochschätzen muß:

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildnis in der Tugend,
Haßt das Gute, und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Haller.

Wenn das Lob wirklich, wie Baco sagt, das Zurückprallen der Strahlen der Tugend ist, so ist es schon der Mühe werth, nach Lobe zu streben. Wenigstens muß man sich nur nach solchem Lobe bemühen, wie es Baco beschreibt. Auch muß das Lob selbst nicht das Ziel seyn, sondern das Verdienst. Es ist schon genug, wenn man ruhmwürdige Handlungen gethan hat: man braucht nicht hier, in dem engen

Bezirk einer neidischen Gesellschaft, den Lohn des Lobes dafür zu erhalten. Es ist ein höherer, der meine Handlungen mit ihren Triebfedern durchschaut, dessen Billigung mein Ehrgeitz ist. So will ich die Ehrbegierde meiner Selbstliebe veredeln und bilden. Durch solches Bestreben erhält unser Charakter diejenige Eigenschaft, welche die Griechen σεμνότητα nennen, eine gewisse **Erhobenheit**, einen zärtlichen und anständigen Stolz. Ein Commentar zu diesem Gedanken ist die Abhandlung des Herrn **Kästners** über des Tycho de Brahe Wahlspruch: **mehr seyn, als scheinen.** esse, non haberi. Freylich kann man seine Natur nicht völlig verleugnen, und ich gestehe, für mich wenigstens, gern, daß ich bey der Achtung und dem Lobe dererjenigen Personen, die ich selbst hochschätze, nichts weniger als unempfindlich bin; und daß es Reitze für mich hat, die mich antreiben, dasselbe zu verdienen. Aber verflucht sey der Gedanke, Lob und Achtung ohne Verdienst zu suchen!

Die Ehrbegierde ist zwar jedem Menschen eigen, aber in unendlich verschiednem Grade; bey einigen ist sie sehr schwach oder sehr eitel. Mucius ist geitzig; gleichwohl hält er öfters Gesellschaften, und bewirthet seine Gäste mit Pracht und Verschwendung. Die kleinen unwürdigen Schmeicheleyen, welche ihm bey diesem Gastmahl seine Gäste, die ihn sonst nicht achten, erzeigen, die Ehre, welche ihm sein Wein und Braten verschaft, erhebt seinen Ehrgeitz und hält ihm für den Mangel andrer Ehrenbezeugungen schadlos. Er hat aus Ehrgeitz öfters Gesellschaften bey sich. Wenn man genau Achtung giebt, findet man bey jedem Menschen immer etwas, es sey so gering es wolle, worauf er glaubt, daß er stolz seyn dürfe und einen Vorzug für andern habe. Dieß wußte Sokrates schon so gut, daß er es zum Gegenstande des Gespräches bey demjenigen Gastmahle machte, welches uns Xenophon umständlich beschreibt, und welches mit Recht das sokratische Gastmahl heißt. Es giebt unendlich viele Arten des

Ehrgeitzes, dieses abgeleiteten Triebes der Selbstliebe; nur derjenige aber ist edel, welchen wir vorher schilderten, der die Vermehrung des eignen Werthes durch Vortheile für die menschliche Gesellschaft sucht; und so bildet man den Ehrgeitz.

Weit stärker noch, als dieser Trieb, ist ein anderer, den die Selbstliebe unaufhörlich in allen Menschen erhält; der **Trieb nach Vergnügen.** Vermöge der Selbstliebe suchen wir beständig die größte Summe der angenehmen Empfindungen. Alle unsere Bemühungen, selbst die Ehrbegierde, sucht endlich dieses höchste lezte Ziel. In angenehmen Empfindungen löst sich endlich alles unser Glück auf.

Jeder Mensch, der vernünftig denkt, liebt sich so sehr, daß er die höchsten und dauerhaftesten Vergnügungen sucht und wünscht. **Würde und Dauer** sind die zwo Eigenschaften der Vergnügungen, welche, nach der Natur der Dinge in der Welt, und denen daher schon von andern gezognen Grundsätzen, den Werth der Vergnügungen bestimmen.

Ein Vergnügen, das schon im Genusse stirbt, ist Betrügerey. Nun ist zwar dem Menschen nichts gewöhnlicher, als sich betrügen zu lassen: allein kein Mensch in der Welt läßt sich doch wissentlich betrügen. Die sinnlichen Ergötzungen sind jederzeit Betrügereyen, wenn man sie zu lezten Endzwecken und nicht zu **Mitteln** höhrer Absichten macht. Wenn ich in vergnügender Gesellschaft mit andern einige Stunden, oder auch wohl einen halben Tag verschwende, so genieße ich dieses Vergnügen entweder aus Nothwendigkeit der Pflichten, die aus meinem Verhältnisse mit andern entspringen, oder, öfterer noch, in der Absicht, um durch Erhohlungen zu weiterer Anstrengung die Kräfte zu verstärken: eine Sehne, die immer gespannt bleibt, wird endlich schlaf oder zerreißt. — Die sinnlichen Ergötzungen überhaupt sind jederzeit die niedrigsten und schlechtesten; ihre Freuden sind gering und verächtlich; denn wir haben sie mit den Thieren gemein. Kann das etwas sehr wünschenswürdiges seyn, was zugleich für mich und

meinen Hund Vergnügen ist? — Ich will mich hier in keine umständliche Betrachtung über die Rangordnung und Classen der Vergnügungen ausbreiten; da zumal Hutcheson in seiner Sittenlehre diese Materie vollkommen schön und so abgehandelt hat, daß ich mich hier darauf berufen kann. Ich bitte diejenigen, welchen ich zu wenig davon gesagt habe, diesen brittischen Weltweisen nachzulesen. Er zeigt, wie unser moralisches Gefühl den Werth der Neigungen und Vergnügungen bestimmt, nach dem sie das allgemeine Beste befördern. Nur in Absicht des moralischen Gefühls gehe ich von ihm darinnen ab, daß ich behaupte, das moralische Gefühl selbst werde durch die Selbstliebe, die er immer so sehr verachtet, weil er sie nicht genau kennt, gebildet.

Außer denen schon vorher angeführten Gründen, in Absicht des Grundtriebes der Selbstliebe, füge ich hier nur noch bey, daß die Bildung und Fertigkeit des moralischen Gefühls, durch die Betrachtung unsers eignen Vortheils

erlangt werde. Jede Tugend, jedes Laster hat hier schon seine Folgen, jene Vortheil, dieses Schaden, wie hundert Moralisten schon längst gezeigt haben und mir längst zuvorgekommen sind. Man hört solche Lehren, billigt sie, und vergißt sie. Es ist also die Wiederhohlung derselben eben so nothwendig, als die Stillung der Begierden unsrer Bedürfnisse. Man stelle sich die Größe, die Hoheit, die Würde, der höchsten moralischen Vortreflichkeit als den Hauptgegenstand unsrer Eigenliebe vor, man erwecke und nähre die feinern Empfindungskräfte durch die Ergötzungen solcher Gefühle, die uns liebreiche Neigungen einflößen. Schon selbst diese Neigungen gewähren uns ein überirrdisches Vergnügen, und ein angenehm wollüstiges Verlangen nach der moralischen Vortreflichkeit. Die aus dem Bewußtseyn der Güte unsers Herzens überfließenden Empfindungen von Achtung, Verehrung und Vertrauen, sind die dauerhaftesten und zugleich süßesten, deren eine edlere Seele fähig ist, und sie selbst verfeinern und

bilden uns, indem wir die Selbstliebe zur Quelle der Tugend machen.

Da die Tugend eine Fertigkeit ist; da wir Fertigkeit ohne Uebung nicht erlangen können; so ist die öftere Betrachtung unsrer Bestimmung, unsrer Pflichten, und unsers hohen ehrwürdigen Werthes für die menschliche Gesellschaft, das wirksamste Mittel, auf der Leiter der Vortreflichkeit weiter zu steigen, und unsern Ehrgeitz dem Wohle der Menschen zu weihen. Solche Betrachtungen können nicht oft genug angestellt werden! wenigstens sollten sie jeden Tag, auch bey den mannichfaltigsten Beschäftigungen, bey den verwirrtesten Zerstreuungen, einige feyerliche Minuten zu ihrem Opfer erhalten. Ich habe noch kein Vergnügen genossen, welches demjenigen glich, das mir solche Betrachtungen in geheimer Stille der reinsten Ergötzungen, gewährten. Die Gedanken erheben sich dabey von meiner eignen Bestimmung zu dem hinauf, der mir meine Bestimmung erschuf, und so weiht mein Geist früh täglich zu seinem Dienst sich. So wird das

 Leben

Leben ein Gottesdienst und die Empfindung Gebet.

— Vater der Wesen und meiner, du bester und größter! geheiligt sey dir mein Leben; ich schwöre, als dein Unterthan, aufs neue den Eid der Treue dir.

Deinem Willen übergeb' ich jedes Schicksal mit mir: ich weiß nicht, was mir schädlich ist; wend' es ab: ich weiß nicht, was mir gut ist, wend' es mir zu. Erfülle, Gott, meine äusserlichen Bedürfnisse, ruhig zu seyn.

Meine Irrthümer, meine Fehler, vergieb mir, o Erbarmer! du hast dich meiner erbarmet, du wirst dich auch ferner erbarmen.

Rein von Verführung müsse mein Leben seyn; entferne den Anlaß dazu und jedes Uebel. Jehovah, der du dein Werk mit jedem Menschen hinausführest, du wirst auch meine Bestimmung vollenden. Du kannst es, du willst, und du wirst es. Ich weih' dir aufs neue zum Dienst mich; zum Wohle der Welt. O Erbarmer, Erbarmer, du wirst dich meiner erbarmen!

IV.

Vom Charakter

und was ein schöner Charakter ist.

Eine Rede.

Nichts ist gewöhnlicher, M. Fr. als von Charakteren zu reden: diesem einen guten, jenem einen schlechten, einem andern einen schönen Charakter zuzuschreiben. So gewöhnlich diese Ausdrücke sind, so ungewöhnlich ist es, dabey etwas deutliches zu denken. Da die Nutzbarkeit der Bestimmung dieser Ausdrücke die Philosophie des Lebens betrift, und uns sichrer von uns selbst und von andern urtheilen lehrt, so hoffe ich, M. Fr. daß eine Betrachtung darüber zu denjenigen Unterhaltungen gehört, die mit angenehmer Fruchtbarkeit belohnen.

Das Wort selbst, welches aus den schönen Wissenschaften in die Moral herüber genommen ist, hat sehr schwankende, bald engere, bald weitere Begriffe. Den Charakter eines

Men-

Menschen beschreiben, heißt oft, sein ganzes Leben und Meynungen und Sitten zeichnen: oft versteht man diesen Ausdruck nur von den leztern. Zuweilen wird das ganze Seelensystem eines Menschen dadurch ausgedrückt: oft wiederum sind es nur einzelne Züge, die wir gegen ihrer moralischen Vortreflichkeit schön nennen, und daher auf den ganzen Charakter schließen. Man sieht, man hört von Jemanden eine edle, eine rechtschafne That; weil sie gefällt, giebt man ihren Urheber den Namen eines schönen Charakters. Ueberhaupt ist man durch den Sprachgebrauch gewohnt worden, alles das schön zu nennen, was gefällt. Die Schönheit drückt alsdenn jede gefällige, angenehme Eigenschaft aus.

Ehe wir einen bestimmten Begrif von dem schönen Charakter entwerfen, so erlaube man, einige Betrachtungen über das, was Charakter eigentlich ist, voraus zu schicken. Im allgemeinen Sinne rechnen wir alles dasjenige zum Charakter eines Menschen, was ihn, als ein Individuum, von allen andern unterscheidet,

scheidet, nicht blos solche Eigenschaften, welche dem Urtheile der Moral unterworfen sind, sondern auch alle Fähigkeiten des Verstandes. Wenn ich den Charakter Carls des Fünften beschreibe, so sehe ich nicht nur auf seine unmoralische Listigkeit, Untreue gegen seine Freunde, Betrügerey in Versprechungen und stolze Härte, ich sehe ihn nicht nur als einen Prinzen an, dessen Ehrgeitz unbegrenzt, und dessen falsche Verstellung entsetzlich war, sondern ich betrachte zugleich die hohen Talente seines Verstandes, ich bewundre seine Klugheit, ich zeichne seine Kunst der Politik, ich schildre seinen kriegrischen Muth, mit denen er sich den Feinden und den Gefahren entgegen stellt, ich beobachte die hohen Eigenschaften des Monarchen, der die schwerste Kunst, die Menschen zu kennen, vollkommen verstand, und sich niemals, als nur bey einem einzigen, der größer war, als er, beym Churfürst Moritz, irrte. Aus der Zusammensetzung aller dieser Züge entsteht der Charakter Carls des Fünften, und nur ein Theil davon gehört in das

Gebiet der Moral. Der Charakter, in diesem allgemeinen Sinne, wovon das Moralische nur einen Theil ausmacht, kann nie vollkommen schön und selten ganz häßlich seyn. Die Mischung guter und schlechter Eigenschaften macht sein Wesen aus, und, welcher Mensch! M. Fr. ist vollkommen? Das Uebergewicht des Guten bestimmt den Werth des Menschen, aber das ganze Bild nach demjenigen Umrisse entworfen, den wir eben jetzo angaben, kann nie ohne Flecken seyn.

Es giebt Tugenden, die nichts zur eigentlichen Schönheit des Chararakters beytragen, und dennoch zu demselben, im allgemeinen Sinne, gerechnet werden müssen. Die Klugheit mit allen ihren verschiednen Gattungen, die Vorsichtigkeit, die Ernsthaftigkeit, die Munterkeit, der Muth, die Größe des Geistes, Standhaftigkeit, alle Fähigkeiten des Genies, alle Kräfte des Verstandes. — Wenn wir aber genau reden und gründlich urtheilen wollen, so giebt das Moralische allein den Grund zu dem Charakter und dessen Bestim-

mung an. Die übrigen Eigenschaften werden darauf bezogen, und erhöhen oder vermindern den Werth desselben. Ordensbänder und Titel bleiben disseits des Grabes: wodurch sich der Mensch, als Mensch vor den andern Genossen der Sterblichkeit auszeichnet, wodurch er den Nutzen seines Daseyns auch über die Dauer des Lebens ausdehnen kann, das allein giebt ihm den wahren Werth: giebt ihm jenen edlen, blos allein wünschenswürdigen Ruhm, von welchem man es wagen kann, zu sagen:

Reitzend klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein hoher Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Der moralische Charakter eines Menschen wird nach und nach gebildet, so wie der Körper. Er entsteht durch Uebung in Maaßregeln, durch die Mischung der Leidenschaften und Grundsätze, und durch eine gewisse Form der Handlungen, der Denkungsart und der Neigungen. Wir werden ohne Kenntniß der Dinge um uns, und unser selbst gebohren. Die ersten Ein-

drücke, die unsre Seele erhält, sind sinnlich: durch die Umstände werden wir zu neuen Begriffen geleitet, und durch dieselben formt sich unser persönlicher Charakter. — Personen, welche keine sittliche Bildung haben, sind auch keines Charakters fähig. Die charakteristische Grobheit des Bauers ist ein Beweis, daß er eigentlich gar keinen individuellen Charakter hat. Die allgemeinen Grundbegriffe, vom Recht und Unrecht, geben nichts individuelles. Nur diejenigen Personen, deren Ausbildung feiner wird, geben diese Beobachtungen an die Hand.

Die Umstände, worinnen sich der Mensch befindet, in Absicht des Standes, des Alters, der mannichfaltigen Verhältnisse des Lebens, äusern einen so starken Einfluß auf die Bildung des Charakters, daß er zuweilen so gar dadurch verändert wird. Aus dieser gemeinen Bemerkung kann man von der Entstehung des Charakters am richtigsten urtheilen lernen. Ihn bilden Erziehung, Urtheile und Meynungen, und mit Veränderung der Meynungen

erhalten die Handlungen unsers Lebens gleichsam einen neuen Anstrich. Cimon war in der Jugend dem Laster und den Ausschweifungen, in dem reifern Alter der Tugend und Tapferkeit ergeben. Alcibiades war unter den verschiednen Nationen, bey denen er sich befand, immer ein andrer: bey den Lacedämoniern streng und rauh: bey den Atheniensern weich und fein: wollüstig und eitel bey den Persern. Philipp, der Landgraf von Hessen, war kühn, feurig, unternehmend: die zwote Hälfte seines Lebens zeigte er sich schlaf, ruhig und phlegmatisch. Jeder Mensch hat drey Perioden des Lebens, wenn man Ausnahmen abrechnet: flüchtige Phantasie: ernste Geschäftigkeit: weises Phlegma.

Es entstehen in jedem Menschen bey gewissen Rührungen, welche durch die Sinne, und beym Nachdenken, durch die innern, oder so genannten reflectirten Sinne kommen, gewisse Vibrationen der Nerven, welche, nach ihren Verschiedenheiten, in dieser, oder jener Seele, mehr oder weniger wirken. Die da-

her entstehenden Vorstellungen sind den gehabten Empfindungen gleich: nachdem diese mehr, oder weniger, angenehm waren, wird entweder ein Trieb, oder Abneigung erzeugt. Durch jenen suchen wir die Wiederhohlung der gehabten Empfindungen; diese entfernt uns von dem Unangenehmen, oder ernährt eine gewisse Gleichgültigkeit. Die Vorstellungen und Begierden unsrer Seele hängen davon ab, und sie sind zugleich die Triebfeder unserer Meynungen und Handlungen. Die **Macht** der Gewohnheit stärkt oder schwächt zuweilen unsre Nerven, und dadurch ändern wir in unserm Leben manchmal auf eine wunderbare Art ab.

Es giebt wenig Personen, welche in der Jugend das sind, was sie im reifern Alter werden. Man hat die Ausnahmen dieser Regel in der Charakteristik ganz besonders zu merken. **Carl der Fünfte, Torstenson** und **Conde**, welche im 20. und 21sten Jahre schon das waren, was sie im späten Alter waren, erhöhen dadurch ihre Merkwürdigkeit außerordentlich.

Das Widerspiel davon ist Cromwell, dessen Charakter sich erst durch die Umstände ganz umwandelte. Er war anfangs ein wirklicher Schwärmer, und glaubte die Thorheiten seiner Secte. Als Soldat hörte er unter der Menge von Thoren auf, selbst einer zu seyn, und ward ein Betrüger. Er sah, wie vortheilhaft ihm die Scheinheiligkeit seyn konnte, und bediente sich ihrer als ein Mittel der Herrschsucht. So urtheilt Voltaire ganz richtig von ihm. "Man stelle sich, sagt er, einen Fakir vor, der sich aus Buße einen eisernen Gürtel um die Lenden gelegt hat, hernach aber seinen Gürtel ablegt, und die andern Fakire damit hinter die Ohren schlägt." Die Verführungen des Ehrgeitzes blenden den Menschen am ersten, sie scheinen so etwas Großes und mehr Bleibendes, als die andern Vergnügungen zu haben; und wenn man ihren Reitzen nur Betrachtungen anfängt zu gönnen, so ist man gemeiniglich schon verlohren. Man muß dem Ulyß nachahmen, und so wie er, seine Ohren vor dem Gesang der Sirenen verstopfen. Die

Verführungen des Ehrgeitzes haben die meisten lasterhaften Charaktere der Welt gebildet. Von dem Unglücke das die menschliche Gesellschaft erlitten hat, so weit die Geschichte hinauf reicht, hat der dritte Theil gewiß den Charakter des Ehrgeitzes zur Quelle.

Die Glücksumstände verändern die Züge des Charakters gleichfalls auf eine für den Beobachter unterhaltende Art. Aristoteles hat schon solche Beobachtungen angestellt, und je weniger man ihn in unserm aufgeklärten Zeitalter ließt, desto mehr Recht habe ich, hier seine feinen Beobachtungen zu kopiren. Reiche sind eingebildet und hochmüthig: sie nehmen so einen gewissen Charakter vom Reichthum an, als wenn sie alle Güter besäßen. Denn der Reichthum ist gleichsam ein gewisser Preis, dafür man die andern schätzbaren Güter erhält. — Freylich, Ehre, und Treue, und Freunde, und Adel, und Schönheit schenkt uns der König das Geld, und wer nur mit Thalern versehn ist, den ehret die Svada und Venus.

Horaz.

Reiche

Reiche sind weichlich und prahlen gern: sie sind nicht so wohl boshaft, sondern mehr frech und unenthaltsam; oft geitzig aus Eitelkeit, und anmaßend aus Stolz. Die Armuth ist feige, furchtsam, und daher nachgebend: oft vermählt sie sich mit dem guten Herzen. Wenn sie bis zu einem gewissen Grade hinabsinkt, lockt sie die Bosheit zur Freundschaft.

Ganz andre Sitten erzeugt Ansehn, und Macht. Die Mächtigen sind ehrbegierig, und männlicher, als Reiche, weil sie nach solchen Dingen streben, die sie wegen der Macht auszuführen fähig sind. Sie sind auch sorgfältiger in allem, weil sie beständig in Sorgen stehn, und genöthigt sind, ihre Macht zu behaupten. Die Hochschätzung macht sie zurückhaltender, und giebt ihrem Stolze Delikatesse.

Das Glück gebiert, nach seinen verschiednen Gattungen, verschiedene Charaktere. Ein schnelles unvermuthetes Glück macht gemeiniglich unbedachtsam, und die Seele schwindlicht. Aus dieser Quelle flossen in allen Jahrhunder-

ten die trübsten Schicksale vieler Menschen. Daher viele freche Entwürfe der Päbste, welche die weltliche Macht stürzen, und alles sich unterwürfig machen wollten. Dieser Charakter hat Tausende vom ersten Range der Welt in Untergang, oder Elend versenkt. Zwey auf einander folgende Kaiser im dreyzehnten Jahrhunderte, Adolph und Albrecht, verlohren durch solche Unbedachtsamkeit ihr Leben.

Der Einfluß, welchen die Verschiedenheit des Alters hat, ist vom Aristoteles, Horaz, Scaliger, Boileau zur Gnüge geschildert. Nicht geringer ist die Wirkung, welche Geburt, Erziehung, Meynungen, Stand, und Glück auf die Bildung der Charaktere äusern. Auch Clima, Nation, Religion und Körper muß hier in Betrachtung kommen. Alles trägt zu dem sittlichen Betragen und der Form desselben bey. Die Geschichte hat so viele Beyspiele, und der Beobachtungsgeist so viele Merkmahle davon aufgezeichnet, daß man von jedem diesem jetzo genannten Einflusse auf den Charakter des Menschen eine besondre weit-

läuftige Rede halten, und die Geduld ermüden könnte, wenn man nur von jedem das Vornehmste umständlich beschriebe.

Man hat von dem Einflusse des Clima, der Nation und Religion auf den Charakter schon so reichhaltige Bemerkungen gemacht; und die Wahrheit der Behauptung leuchtet so stark in die Augen, daß davon zu reden unnöthig ist.

Weit merkwürdiger sind die Wirkungen des Körpers, und des daher fließenden Temperaments, mit seinen Gründen und Folgen. Die Empfindlichkeit reitzbarer Nerven, die schnell erregte Wallung der Seelenkräfte und das Feuer eines muntern Bluts stimmen uns zur Lebhaftigkeit, Phantasie und Geschäftigkeit. Ein langsam träg schleichendes Blut erweckt Kaltsinn, Gleichgültigkeit und eine steife Unempfindlichkeit. Die Consistenz der Nerven, die Festigkeit und eine nicht übertriebne fortdauernde Bewegung derselben erweckt Standhaftigkeit, unbezwinglichen Muth und Heroismus. Sehet da das Materielle

bey dem Charakter, welches bey dessen Beurtheilung einen billigen Richter und philosophischen Geist nothwendig aufmerksam machen muß.

Die unendlich mannichfaltige Verschiedenheit in Abänderung und Mischung dieses Zusammenflusses im Grundstoffe des Charakters verursacht jene so erstaunenswürdige Menge von moralischen Personen der Welt. Noch nie, von Adam her, war ein Charakter völlig dem andern gleich. Die individuelle Bestimmung der Modificationen machen das Eigenthümliche, das Charakteristische der einzeln Menschen aus. So aber, wie unter millionenfachen Verschiedenheiten der Züge des Gesichts und des Körpers sich ein allgemeiner Begrif der Schönheit bilden läßt, also läßt sich auch die Schönheit des Charakters bestimmen, und, ohnerachtet der besondern Eigenthümlichkeiten, kann jeder Charakter moralische Schönheit haben.

Wir haben an einem Orte die Schönheit, eine Zusammenstimmung des Mannichfaltigen

tigen in eins, genannt, und ihr sehet leicht ein, daß also die Lenkung alles dessen, was Leben heißt, zu einem guten, moralischen Endzwecke, den schönen Charakter ausmache. Die Bestimmung des Menschen in dieser Welt ist, durch Wohlthun nützlich zu werden. Nicht der geringste Sclave ist von dieser Bestimmung ausgeschlossen. Wenn ich den Pflichten getreu bin, die mir Stand und das Verhältnis mit den Brüdern meiner Sterblichkeit auflegt, so thue ich jederzeit wohl; ich werde nützlich. Nützlich werden aus Zwang, Eitelkeit, schielenden Absichten, ist nicht Wohlthun, und macht keine moralische Schönheit. Sich für die Menschheit wohlthätig zu bezeugen, weil man erkennt, daß es Pflicht sey, ohne Nebenabsichten, ohne Ehrsucht, ohne Belohnung zu erwarten, rechtschaffen zu reden, zu handeln und zu denken, weil das Gesetz befiehlt, auf keine Vortheile zu sehen, auch selbst mit Schaden, wenn er nur nicht unsre eigne künftige Nutzbarkeit stört, zum Besten der Welt etwas

beyzutragen; dieß ist der schöne Charakter.

Der Grundtrieb der Selbstliebe wird durch die jetzo beschriebnen Gesinnungen und Handlungen nicht vertilget: er wird geheiliget. Das Gefühl des Verdienstes ist erlaubt, und erregt neues Bestreben nützlich zu werden, wenn es nicht in Stolz ausartet. Stolz ist kein Gefühl des Verdienstes: es ist Einbildung. Wenn wir blos aus Pflicht nützlich werden, so haben wir zwar Verdienst, aber kein eignes, in demjenigen Sinne, in welchem es uns stolz machen könnte. Wir suchen denjenigen Werth zu erlangen, und besitzen ihn, den uns der Schöpfer selbst zur Pflicht machte. Nie aber werden wir ihn so sehr besitzen und erlangen, als es die Pflicht befiehlt. Mithin wird das Gefühl unsers Verdienstes nie so groß seyn können, daß nicht unser pflichtmäßiger Ehrgeitz immer unerreichte Höhen vor sich sähe. So wird das Gefühl des Werthes ein Gefühl für andre. Und "viel Gefühl für andre, wenig für sich selbst

haben,

haben, die selbstischen Triebe einschränken und den gütigen Raum geben, macht die Vollkommenheit unsrer Natur aus."

Es giebt viel scheinbare Charaktere, M. Fr. deren Handlungen zwar, aber deren Gründe nicht mit dem schönen Charakter gleich sind. So scheint auf dem Theater eine geschminkte Schönheit, und entzückt uns durch falsche Röthe. Wer aus Vortheil, er sey noch so groß, oder so geringe, wer aus Klugheit, sie sey noch so wohlthätig für andre, aus eitler Ruhmbegierde, aus Eigennutz gute Handlungen ausübt, der verdient nicht den Namen des schönen Charakters, nicht die Verehrung des ächten Moralisten.

Der Ruhm, der Weise krönt, der um die Helden strahlt
Und den bemühten Dienst erhabner Bürger zahlt,
Ist für sie selbst schon Lohn, den sie ungern vermissen,
Der wahren Tugend Lohn hat Gott und das Gewissen.

Dieses

Dieses Bewußtseyn, daß man Pflicht gethan habe, erweckt die süßesten Empfindungen, und treibt zu neuen Bestreben. Ich weiß, es ist ein Höherer, von dem ich abhange, ein erhabnes Wesen, ein Gott: dieser Gott hat die Macht, hat das Recht, mir Gesetze zu geben: diesem muß ich gehorchen: aus Pflicht gehorchen, ohne auf Belohnung zu sehen. Er befiehlt mir der Welt durch Wohlwollen mein Leben zu weihn: es ist Schuldigkeit, alle diese Gesetze des Wohlwollens, so schwer, so vielfach sie auch seyn mögen, alle zu erfüllen. Nach diesem Grundsatze suche ich mein Leben zu bilden, ein Leben, welches ich nicht mir selbst, sondern andern aufzuopfern habe, meinem Vaterlande, meinem Fürsten, meinen Freunden, meinen Feinden so gar, wenn sie dadurch glücklich werden, und ihre Vortheile fürs Ganze größer sind, als die meinigen. So sucht man den schönen Charakter zu bilden.

Was ist so theur als Wohlthun, als innerliche Pflicht,
So schön, so groß, so göttlich, als, frohe Tugend, du?

O Tugend, unsrer Seele Gesundheit, Stärk' und Zier,
Der Zweck, der Werth, die Freude des Lebens liegt in dir.

Die Absicht auf unsre eigne Glückseligkeit und Vollkommenheit wird dabey nichts weniger als vernachläßigt; und sie ist ebenfalls auch ein Bewegungsgrund unsrer Handlungen, der an sich selbst und überhaupt nie getadelt werden kann, wenn er der menschlichen Gesellschaft nicht schädlich wird. Man müßte eine Moral für die Verstorbnen lehren wollen, wenn man diesen Bewegungsgrund verwerfen wollte. Er ist sogar die erste Pflicht. Wer wird wohlthun wollen, und sich vorher das Vermögen rauben? Die Fertigkeiten des Fleißes, der Sparsamkeit, der Behutsamkeit, verdienen Hochachtung und Beyfall. Die Pflicht gegen uns selbst ist der Grund, auf welchem wir das Gebäude des Wohlwollens aufführen.

Man kann es nicht genug wiederhohlen, daß eine, oder ein paar Handlungen noch nicht den Charakter eines Menschen angeben kön-

nen. Denn die Lieblosigkeit bedient sich gar zu sehr dieses Irrthums. Lebhafte Geister werden sehr leicht zu Handlungen verleitet, welche sie, gleich nach der Vollbringung, verabscheuen. Ist man billig, hat man selbst einen guten Charakter, wenn man den Charakter eines Menschen nach solchen einzeln Handlungen entwirft? Kann man selbst sicher seyn, beständig so zu handeln, daß man nie bereuen dürfe?

Jeder Mensch hat eine oder zwo herrschende Leidenschaften. Wenn es einer von euch M. Fr. leugnen will — schlimm genug für ihn! so kennt er sich noch sehr schlecht. Dieser ist eitel: jener hart: Cleanth liebt die Weichlichkeit: Aristipp den Eigensinn. Wenn die Leidenschaften der Vernunft unterthan werden, und das Wohlwollen gegen die menschliche Gesellschaft das Uebergewicht in allem hat, so erscheint diejenige Uebereinstimmung des Mannichfaltigen in Eins, welche das Wesen der Schönheit ist. Die Selbstüberwindung ist das Meisterstück des schönen Charakters.

Ich

Ich würde Stunden hindurch reden müssen, wenn ich alle einzelne Züge des schönen Charakters jetzo hier schildern wollte: wenn ich die Liebenswürdigkeit der Sanftmuth, das Erhabne der Großmuth, das Entzückende des Mitleids, die Sympathie oder das edle Mitgefühl mit den fremden Bedürfnissen, Schmerzen und Empfindungen der Menschen, beschreiben wollte. Es sey genug, sie blos hier genannt und den Begrif der Schönheiten im Charakter angegeben zu haben. Edle Menschen finden kein Glück, welches sich nicht einigermaßen zu dem Glücke des ganzen Menschengeschlechts neige. Alles Vergnügen verschwindet ihnen, und alle Herrlichkeit geht verlohren, wenn die menschliche Gesellschaft keinen Antheil daran hat; das Vergnügen bezahlt ihnen alsdenn die Mühe nicht. Das allgemeine Wohlwollen aus Pflicht, ist die Seele aller Handlungen bey denen, die die Schönsten der Menschen zu seyn sich bestreben. Mit welchem lebhaften Pinsel würde ich hier noch schildern können. — Nein! nicht schildern,

sondern nachahmen, nicht loben, sondern denkend handeln, ist der erhabne Ehrgeitz, Gott ähnlich zu werden.

Die warme wallende Empfindung des Menschenfreundes, welcher, ohne Eigennutz, ohne Ruhm oder Ansehn zu erjagen, in der Stille, unbekannt und unbemerkt, wohlthätig wird, Feinden vergiebt, ob es gleich schmerzt, sich andrer Vortheilen aufopfert, ob es gleich Ueberwindung kostet, großmüthig denkt, und lebt, und handelt, auf keine Belohnung der Tugend sieht, sondern, blos weil es Pflicht ist, sie ausübt, die warme Empfindung eines solchen Menschenfreundes ist mit einem so unbeschreiblichen Wonnegefühl vergesellschaftet, welches ein höheres, reitzenderes, stetigeres Vergnügen giebt, als irgend eine andre Ergötzung der Welt zu geben fähig ist. Nur diejenigen, welche solche Empfindungen genießen, sind fähig, sie genug zu schätzen.

"Alles ist eitel," so sprach der weise König, im Schooße
Strahlender Pracht und Ergötzung: — "ach! alles, alles ist eitel! —

 Alle

Alle Ergötzung der Erde — nur die, die Tugenden siehet
Himmelan streben, und Trieb wird, auch himmelanstrebend zu leben, —
Dauert die Zeiten hindurch, und wird der Unsterblichkeit Grundbau.

Der schöne Charakter ist von dem Erhabnen verschieden. Die Bestandtheile des erstern sind die sanften geselligen Tugenden; von dem leztern sind es die schwerern Tugenden, die die mächtigste Stärke der Selbstbeherrschung erfodern. Die edle und erhabne Tugend der Großmuth ist eine der vornehmsten von diesen schweren Fertigkeiten. Die erhabenste Tugend der Erhabnen, welche man den Gipfel nennen könnte, ist Liebe gegen die Feinde. — Sie muß unverstellt, ohne Absicht sich zu rühmen, und irgend eine andre unreinere, das heißt selbstische Absicht, ausgeübt werden, wenn sie wahre Tugend seyn soll; aber alsdann auch ist sie der höchsten Verehrung, die einem Sterblichen zukommt, würdig; würdig mit so viel Begeisterung bewundert zu werden, wie sie Klopstock besingt.

Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre,

Das ist edel! Erhaben ist es, den Beleidiger lieben!

Ihn mit geheimen Wohlthun im Elend erquicken, ist himmlisch!

Du, du thatst es! ich nenne den großen Namen mit Ehrfurcht,

Deinen Namen, Erastus! Von ihren goldnen Thronen

Standen Engel ihr auf, da die hohe Seele zu Gott kam!

Der erhabne Charakter zeigt sich nur bey den Gelegenheiten der hohen schweren Selbstüberwindung: der schöne Charakter zeigt sich in allen moralischen Zügen unsers Lebens, in Handlungen, Reden und Urtheilen. Hier kann man eine nicht unwichtige Frage aufwerfen. Ist der Satiriker des schönen Charakters fähig? — Man muß hier mit Unterscheidung antworten. Daß demjenigen, welcher Satiren schreibt, überhaupt derselbe nicht abgesprochen werden könne, ist leicht zu erkennen. Allein, indem er Satiren schreibt

oder redet, bestimmt blos der Endzweck das Moralische dabey. Gewisse Laster sind ihrer Natur nach, nicht dem Hasse, sondern dem Spotte, ausgesezt; und solche werden mit Nutzen für andre durch die Satire verbessert. So bald sie aber in Hohngelächter ausartet, verdient sie dennoch keine Billigung, so gerecht sie auch den Gegenstand gewählt haben mag. Alles was dabey persönlich oder anzüglich ist, macht ihren Urheber zum häßlichen Menschen, und ich zweifle, daß ein solcher, wenn die Fertigkeit einen gewissen Grad erlangt hat, der moralischen Schönheit auch überhaupt fähig sey. Das Einzelne bestimmt hier wiederum nicht den Charakter; in gewissen unbewachten Stunden können schnellerweckte Leidenschaften unter andern Ausbrüchen auch in Spott übergehen; allein, wenn durch öftere Uebung der Spott über andre Gewohnheit wird, wenn man Ruhm darinnen sucht, wenn man dadurch seinen Vorzug vor andern auf eine feine Manier zeigen will, wenn man spottet, ohne Nutzen

dadurch für andre zu suchen, so hat man keinen Anspruch auf Schönheit der Denkungsart. Ueberhaupt wird das gesellige Gefühl für andre, die Sympathie, und der Hang der liebreichen Neigungen durch das verächtliche des Spottes, dessen Begleitung immer Eigenliebe ist, geschwächt und entkräftet. Gleichwohl kann man diese Neigungen nicht genug stärken. Man sieht daraus leicht ein, wie gefährlich Spott und Satire der Schönheit des Charakters sey; nur muß davon der unschuldige Scherz und das bescheidne Lächeln über Thorheiten abgerechnet werden.

So wie Spott, Tadel und Verlachen die selbstischen, eigennützigen Triebe vermehrt, so erwecken Betrachtungen über die Schönheit edler Handlungen und deren Charakter zur feurigen Nachahmung, und reitzen, und füllen unsre Seele mit großen und menschenfreundlichen Gesinnungen. Ihre öftere Wiederhohlung äusert die Wirkung, welche der Künstler fühlt, der eine herrliche Statue öfters betrachtet, und von dem Geiste des Originals ent-

zündet

zündet wird. So sah Raphael zu Rom seines großen Vorgängers Meisterstück, und übertraf, vom Eifer der Nachbildung hingerissen, den bewunderten Meister. Aus diesem Grunde sollte man es sich zur Pflicht machen, die Beyspiele der Tugendhaften in der Geschichte zu studiren: und von der Geschichte kann man aus demselbigen Grunde fodern, daß sie die Moral mehr, als gewöhnlich, in ihr Land verpflanze. Besonders gilt dieses von Lebensbeschreibungen, den charakteristischen Gemälden der menschlichen Natur. Es müssen sehr übertriebne und sehr überhäufte moralische Maximen darinnen strotzen, wenn man deßwegen tadeln will. Wenn ich nicht irre, so haben einige den Schirachischen Biographien, aus diesem Grunde, Unrecht gethan.

Ich könnte euch, M. Fr. noch viele Bemerkungen, den Charakter betreffend, mittheilen, aber sie gehören nicht zu unsrer Absicht: zu der Beschreibung des schönen Charakters hingegen, kann ich nichts Wesentliches hinzusetzen,

außer dem, was ich jetzo vorgetragen habe. Seine Schattirungen gehören zu der individuellen Zeichnung einzelner Menschen. Lasset uns diese öfters betrachten, öfters über große und edle Handlungen nachdenken, und dadurch die Schönheit unsers eignen Charakters bilden, stärken, und erhöhen. Reitzende Beyspiele ermuntern eine gefühlvolle Seele. Die Trophäen des Miltiades störten den Themistocles im Schlafe. Der wahre Ehrgeitz strebt Himmelan, strebt, dem Wohlthätigsten der Wesen, Gott, ähnlich zu werden. Verdient eine Aehnlichkeit Gottes nicht schön genennt zu werden? Ein ganzes, Millionen Stunden dauerndes Leben, in allen millionfachen Verhältnissen auf dem einzigen großen Grundsatz — aus Pflicht Tugend zu üben — angewand, verdient dieß nicht den Namen eines schönen Lebens, nicht Lob, und Bewunderung, und Nachahmung?

Die Harmonie des Lebens durch die Unternehmung aller unsrer Handlungen nach der Pflicht, das heißt, nach der Absicht Gottes,

bildet unser Leben zu dem herrlichsten Gemälde.

So war die Absicht Gottes, so hält ein großes Band
Die Glieder der Gesellschaft, geschlossen Hand in Hand.
Besorgnis für sich selbst veredelt bald die Triebe,
Und schwächt den Eigennutz durch sanfte Menschenliebe,
Erhabne Menschenliebe, sie macht das Leben schön.

Zwar sind die Leidenschaften, wie Popens Scharfsicht bemerkt, gleich den Elementen, geschaffen, um zu streiten; doch vereinigen sie sich gemäßigt in einer weisen Harmonie. Wir können die Leidenschaften nicht zerstören; aber wir können sie auf die Bahn der Pflicht leiten, und sie der Vernunft so unterwerfen, daß sie ihr und Gott folgen. Liebe, Hofnung, und Freude, das lächelnde Gefolge des Vergnügens; Betrübniß, Furcht, und Gram, die Geschwister des Schmerzens, wenn sie mit Kunst gemischt und in gehörige Grenzen einge-

eingeschlossen werden, machen und erhalten das Gleichgewicht der Seele. Sie sind das Licht und der Schatten, deren wohlangelegter Contrast unserm Leben alle Stärke und das Colorit der schönsten Farben giebt.

V.

Von den

Urtheilen über andre.

Ein Versuch.

Wenn man die Fehler und moralischen Häßlichkeiten der Menschen insgesammt zusammen zählte, so würde diejenige Classe die größte Menge vor allen, eine unermeßliche Menge, haben, welche aus Urtheilen über andre besteht. Wir urtheilen immer, und fast niemals gut. Wir tadeln lieber, als wir billigen, und sind mit den andern Menschen nie zufrieden.

Die üblen Urtheile über andre sind Bedeckungen unsrer eignen Schwächen. Wir suchen die Aufmerksamkeit der andern auf andre zu ziehen, damit wir selbst frey bleiben, zu furchtsam, um uns selbst zum Gegenstande der Urtheile zu machen. Dieß ist das innere, geheime, uns selbst gemeiniglich unbewußte Triebwerk zu dem Tadel der andern Menschen. Indessen man mit fremden Tadel unterhält,

ist man von eignem frey. Der Tadel fällt auch immer auf solche Fehler und Unschicklichkeiten, von denen wir am meisten entfernt zu seyn glauben. Kein Geitziger wird einen andern, als Geitzigen vorstellen und tadeln: er entschuldiget ihn wohl noch. Hingegen der Verschwender wird sich über den Geizigen lustig machen. Und dieser wieder, zur Vergeltung, über ihn. Der Flüchtige spottet über den Pedanten. Der Pedant greift das Seichte, Ungründliche des Flüchtigen an. Der gesezte Mann lächelt über beyde, und beyde lachen über ihn, nachdem er in diesem oder jenem Zuge des Charakters sich mehr von ihnen zu entfernen scheint.

Von einem Leben von 60 Jahren, kann man sicher 55 Jahre, (das Schlafen abgerechnet) auf Urtheile über andre rechnen. Kaum werden die Urtheile über sich selbst 5 Jahre betragen. Unser Lesen, Studiren, die Erwerbung unsrer Kenntnisse, und was wir hören und reden, läuft endlich auf Urtheile über andre hinaus, oder hat davon doch den größten Antheil.

theil. Die bloße, pure Gelehrsamkeit ist nichts anders, als daß wir wissen, es haben andere vor uns viel gewußt. Wenn wir aber Dinge so zu wissen suchen, daß wir selbst etwas eignes hinzu thun wollen, so müssen wir nothwendig zuerst über andre in unserm Fache urtheilen, ehe wir verbessern, tadeln, oder ändern. Eben so geht es im bürgerlichen Leben. Das Frauenzimmer urtheilt mit der Nadel in der Hand; der Mann nimmt ein Glas, an statt der Nadel, oder er hat dieses auch nicht einmal nöthig, um seine Einsichten über andre zu zeigen.

Der Trieb unsrer Einbildungskraft, vermöge dessen wir uns immer in Vergleichung mit andern zu stellen pflegen, und wobey wir, wie ganz natürlich, mit allen Hülfsmitteln der Eigenliebe sorgen, daß die Vergleichung nicht zu unserm Nachtheile ausschlage, ernährt in uns den beständigen Hang zu Urtheilen über andre, und lenkt die Urtheile immer zu unserm Vortheile und Verringerung der andern. Es giebt Personen, welche wenig von andern,

und gemeiniglich gut urtheilen: das ist ein sehr ehrlicher Mann, sagt man; der hat ein recht gutes Herz. Betrügt euch nicht, meine Freunde, sehr viele ehrliche Männer sind es durch ihre Mine oder durch Dummheit.

Ueber andre zu urtheilen ist unsrer Natur so eigen, daß es schlechterdings alle Menschen thun, und, ohne Bildung der Selbstliebe, ohne feste moralische Grundsätze, immer zum Nachtheil der andern thun. Wenn also gewisse Personen, in Gegenwart von andern, von Abwesenden, entweder gar nichts, oder nichts anders als Gutes sprechen, so kann man verschiedne Gründe dieses Betragens annehmen. Der eine hat aus Feigheit ein gutes Herz: er denkt freylich nicht gut vom Philint; aber, wenn er sagte, was er dächte, so möchte es Philint wieder erfahren, und sein Feind werden. Das könnte ihm schaden: also, er lügt, nach seiner eignen Ueberzeugung, etwas Gutes vom Philint her, damit ihm dieser wieder etwas Gutes erzeigen soll. Er hat ein gutes Herz, aus Eigennutz.

Ein andrer hat viel vom guten Herzen schwatzen gehört, und das Lob dieser Eigenschaft hat seine Ohren gekützelt. Um dieses selbst zu erlangen, nimmt er sich vor, von Niemanden Uebels zu sprechen, so sehr er es auch denket. Er sieht sehr bald sich durch den Namen des rechtschafnen Charakters belohnt; und von nun an hütet er sich wohl, seinen Ruhm zu verdunkeln. Er pflichtet den bösartigen Urtheilen der andern insgeheim bey, aber er nimmt so einen gewissen Rückhalt an, daß er auf keiner Seite beleidigt. So erlangt oftmals Tücke und Bosheit die Ehre des guten Herzens.

Viele Menschen macht die Mittelmäßigkeit ihres Geistes weise. Sie trauen sich nicht, mit ihren Gedanken hervorzutreten, weil sie klug genug sind, um einzusehen, daß andre klüger sind, als sie. Sie schweigen, wenn andre urtheilen, oder sagen so etwas Gleichgültiges dazu, was weder ihnen, noch andern Schaden bringt. Verdienen diese Lob?

Edlen und großen Seelen vergiebt man es nicht leicht, daß sie besondre Tugenden haben. Die Verläumdung wird das Siegel des Verdienstes.

Ich traue schlechterdings keinem Menschen, der von allen gut spricht, der entweder über andre gar nicht, oder immer gut urtheilt. Er will mich aushorchen, oder ist tückisch, oder einfältig, oder niederträchtig feig. Lieber will ich mit einem frech Spottenden, als mit einem so Zurückhaltenden umgehen, wenn mich eine so betrübte Wahl treffen sollte. Wer alles entschuldigt, billigt, (zum Besten wendet, wie man sagt,) muß ein sehr böses Herz haben.

Zwo Gattungen von Menschen sind es, welche uns in ihren Urtheilen gemeiniglich Gerechtigkeit wiederfahren lassen: diejenigen, welche weit über uns erhaben, und diejenigen, welche weit unter uns erniedriget sind. In demjenigen Bezirke der menschlichen Gesellschaft, darinnen wir uns selbst befinden, dürfen wir diese Gerechtigkeit nicht vermuthen.

Die Leidenschaften des Neides und der Eifersucht unterdrücken sie; und wollen wir also glücklich leben, oder wenigstens nicht muthwillig uns schaden, so müssen wir uns denen, die unsers gleichen sind, nicht blos geben, ob es gleich eben am meisten geschieht. Wahre Verehrung und Freundschaft müssen wir blos bey Höhern oder Niedrigern, als wir sind, suchen. Meine Bemerkung hebt die Ausnahmen nicht auf; aber wer wird eine Ausnahme zur Regel machen? und sich nicht lieber nach einer sichern Regel, als nach einer gefährlichern Ausnahme richten wollen. Der wesentliche Trieb der Vergleichung, welchen wir vorher bemerkt haben, schadet uns in unsrer Sphäre, aber nicht bey Höhern oder Niedrigern. Wer einen getreuen Freund, der es auch in Abwesenheit seyn soll, sucht, der suche ihn mit Wahl und Behutsamkeit in einer andern Classe, als die, die seines gleichen enthält.

Der beste Charakter in Absicht der Urtheile über andre ist dieser: — nie auf Verminderung fremder Größe seine eigne zu gründen,

nicht voreilig und schnell zu urtheilen, die Leidenschaften mit Stärke des Geistes dabey zu überwinden, und überhaupt, so wohl bey dem, was böse, als auch, was gut zu seyn scheint, zweifelhaft zu bleiben und nichts zu entscheiden — an der Güte und an der Bosheit zu zweifeln — nach Wahrscheinlichkeit ungewiß zu urtheilen.

Es ist sonderbar, daß wir von allem urtheilen, und doch fast von nichts, von sehr wenigen Dingen, zu urtheilen fähig sind. Wir kennen die ganze Lage der Umstände und Verhältnisse nicht, in welcher Jemand so oder anders handelt; und dennoch können wir nicht, ohne diese ganze Lage, nach ihrem Umfange genau zu kennen, irgend eine Handlung beurtheilen. Wir tadeln, was uns nur zur Hälfte oder ganz falsch bekannt ist. Man kann dieses aus dem gemeinen Leben so wohl, als auch aus der Geschichte gewahr werden; wenn man Gelegenheit hat, und sich die Mühe nimmt, die Urtheile der andern zu prüfen. Am besten überzeugt die eigne Erfahrung. Ich werde in

diesem oder jenem von einem andern getadelt. Wenn der gute Mann wüßte, warum ich so, und nicht anders dächte und handelte, würde er mich, an statt zu tadeln, vielmehr loben. Wenn ich von andern urtheile, muß ich ja eben dieses befürchten. Wir elenden Sterblichen wissen nichts: wir *meynen* nur immer.

Wie falsch bestimmen wir oft den moralischen Werth eines Menschen, nach einer Handlung, die höchst ungern, die gezwungen, höherer Absicht wegen, von ihm geschieht. Das Beyspiel meines Freundes Arist wurde mir, in diesem Falle, zur unvergeßlichen Warnung. Er suchte durch den Marin sein Glück. Er sah mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, deren etwas hier in der Welt fähig ist, vorher, daß er sein Glück durch den Marin gewiß machen würde. Er war von einem andern, welcher ihm die schönsten Aussichten gezeigt hatte, betrogen worden. Sein Schicksal wieß ihm den Marin als den *Einzigen* an, durch welchen er in den Stand gesezt werden konnte, der Welt nützlich zu werden. Er hatte nur unter einer

Reihe von Verdrüßlichkeiten, die seine Nutzbarkeit ganz zerstörten, und unter dem Glücke, das er vom Marin erwartete, zu wählen. Ganz natürlich wählte er das leztere. Gleichwohl war der Charakter Marins völlig das Widerspiel von seinem eignen. Arist besaß Klugheit, und die seltne Biegsamkeit des Alcibiades, sich in jede Form des Charakters passend zu machen. Arist nahm den Charakter Marins an, das heißt, er handelte mit ihm auf eine Zeitlang gleichförmig; ob er schon nicht gleichförmig dachte. Zum Unglück war es schlechterdings nothwendig, dem Charakter Marins gemäß zu handeln, wenn er desselben Gunst erhalten wollte. Arist ergrif also eine tiefe Verstellung seiner innern Denkungsart, und ward völlig ein andrer, als er selbst war. Ich habe die Urtheile der andern von ihm, in dieser Situation gehört; ach! wie empörten sie meine ganze Seele, der ich die Gründe besser kannte! Wie unbillig mußte Arist leiden! wie sehr entstellte man seinen ganzen Charakter! Indessen litte er, fuhr fort, eine fremde

Rolle zu spielen, und machte, wie er vorher gesehn hatte, sein Glück, das heißt, kam in eine Stellung, wo er, nach eigner, entgegengesezter Denkungsart, leben und handeln, und der Welt nutzbar seyn konnte. Arist erschien nunmehr in einem zweeten Charakter; dennoch beurtheilte man ihn immer noch als den vorigen, und trug Vorwürfe von daher auf ihn über: denn man vermeidet nichts so sehr, wenn man Eigenliebe hat, als zu bekennen, daß man sich geirrt habe.

Die Geschichte zeigt uns so häufige Spuren von gleichartigen falschen Urtheilen, daß man sich nicht entschließen kann, einzelne Beyspiele hier davon anzuführen. Wenn man die Geschichte nicht blos ließt, sondern studirt, wenn man die Urtheile der Geschichtschreiber nicht blos annimmt, sondern prüft, und die Triebfedern der Handlungen aus den Situationen zu entwickeln sucht, so kann man allenthalben Beyspiele zu unsrer Behauptung finden.

Kein Mensch ist ohne Fehler; und alle Menschen also geben Anlaß zu diesen oder jenen

üblen Urtheilen von sich selbst. Die Verläumdung nuzt diese unsre Schwäche, und böse Worte finden immer eine gute Stätte. Woher kommt es, daß wir den üblen Urtheilen von andern so gern Gehör und Beyfall geben? Unser eitler Ehrgeitz betrügt uns: wir dünken uns besser, wenn andre schlecht sind. Wir billigen die andern durch eine Vergleichung mit uns selbst: aus eben dem Grunde tadeln wir sie. Die Eigenliebe wird das Prisma des Verstandes: es erscheinen falsche Farben.

Man muß erstaunen, wenn man Achtung giebt, wie so gleich das Gerücht etwas schlechtes von einem Menschen allgemein ausbreitet: und wie schwer und langsam das Gute bekannt wird. Die berufne Schilderung Virgils vom Gerüchte, das alles vergrößert, ist nur einseitig wahr und halb unrichtig. Sie gilt nur von der Ausbreitung des Bösen. Wenn Fama gute moralische Botschaft herumtragen soll, so wird sie kleiner, und schleicht langsam, wie jene Frau, von der eben dieser Dichter sagt: gressu properabat anili.

Hundertfache, dem Auge der Bemerkung verborgne Kleinigkeiten können zu Handlungen bestimmen und sie zu guten Handlungen machen. Derjenige, welcher diese Umstände nicht bemerkt, urtheilt allemal falsch, oder doch nicht richtig und genau genug. So urtheilen wir immer, und dünken uns weise in Thorheit; überreden uns von allem richtig zu urtheilen, und können es, der Natur der Dinge nach, fast von nichts. Seltsame Menschen!

Es ist nichts in der Welt so moralisch gut, daß man es nicht verunstaltet, und tadelnswürdig vorstellen könnte: nichts so böse, daß man es nicht wenigstens entschuldigen könnte. So wie Herr **Wieland** in den Dialogen des Diogenes uns ein Beyspiel der boshaften Entstellung der edlen That des Weltweisen, der Hülfe leistete, abmahlt, so handelt noch immer die Welt: und Griechen und Deutsche sind einerley boshafte Geschöpfe, wenn sie nicht Tugend gebildet hat. Horaz schildert seine Römer wie gleichgesinnte Brüder von jenen, und die es in der Kunst, alles zu entstellen, bis zur größten Feinheit gebracht hatten.

In der Spottschrift des Aristophanes auf den Sokrates, oder in der Comödie, welche den Titel; die **Wolken**: führt, bittet ein angehender

Schüler den Sokrates, er solle ihm doch die doppelte Kunst lehren, welche "das Recht zum Unrecht" und "das Unrecht zum Rechte machen könne." Sokrates war kein Lehrer dieser Kunst, sondern Aristophanes selbst war es, und diese seine Comödie ein Meisterstück davon. Die Welt ist mit solchen Aristophanessen erfüllt, welche sehr witzig und fein zu verläumden wissen. Keine Kunst kann sich rühmen, so allgemeine Ausübung und unaufhörlich so große Meister zu haben, als die Lästerkunst. Die meisten Menschen haben doch wenigstens etwas darinnen gethan. Je weiter es der Mensch darinnen gebracht hat, desto moralisch häßlicher ist er. Am weitsten von dieser Kunst ist der Tugend am nächsten. Das sicherste Mittel darwider ist die Selbstprüfung. Wenn ich den Menschen studiren will, so studire ich mich selbst; und eine gute Aufmerksamkeit auf dieses Studium leitet uns zu einem zweifelhaften Urtheile über alles. Der entscheidende Dünkel ist nie abgeschmackter und unerträglicher, als in den Urtheilen über andre: der bescheidne Zweifler ist nirgends liebenswürdiger, als hier. —

VI.

Von der Philosophie des Lebens.

VI.

Von der

Philosophie des Lebens.

Keine Wissenschaft in der Welt muß so viel unwürdige Schicksale leiden, als die Lehrerin unsres Lebens, die Weltweisheit oder Philosophie. Es ist gewöhnlich, daß die größten Wohlthaten mit Undank belohnt werden; und deswegen geht es der Philosophie wohl sehr übel. Niemand, wenn man den niedrigen Pöbel ausnimmt, will mit ihr ganz unbekannt seyn. Jener Grieche, der sich seine Schuhe wollte von keinem Philosophen machen lassen, würde sich wundern, wenn er von Todten aufstünde und unter uns wandelte; daß nach drittehalb tausend Jahren in allen Winkeln Europens eben der Geschmack herrscht, der zu seiner Zeit in Griechenland blühte.

So wie die Zeiten immer dieselbigen bleiben, so bleiben auch immer einerley Klagen in

der Welt. Es gab immer viel Philosophen und wenig Weise. Die Beschäftigung mit unumstößlichen Grundsätzen, an denen man sich also nicht vergreifen darf, die dünngewebten Spitzfündigkeiten, die subtilen Trugschlüsse, die Untersuchung der Begriffe von dem *Wenn* und *Wo*, verdienen alle diejenige Verehrung, die man alten Pallästen schuldig ist, in denen man noch jetzo wohnen kann. Nur müssen die Spinnengewebe daraus hinweggeschaft werden; und diejenigen aufgehängten Körbe, in deren einem der vom Aristophanes mißhandelte Sokrates saß, um in der höhern dünnern Luft, subtilere Untersuchungen anzustellen.

Jener demonstrative Franzose — ein Wunder seiner Nation — entschloß sich endlich, auf das starke Bitten seiner Freunde den Cid des Corneille zu lesen. Als man ihn fragte, wie ihm diese vortrefliche Tragödie gefallen hätte, so antwortete er: ganz wohl — aber, mein Gott! es war nichts darinnen bewiesen! Ich kenne berühmte Philoso-

phen, die eben so denken, und so sehr sich mit den höhern Begriffen beschäftigen, daß sie dem, auf den Erdboden herumgehenden Menschen, nicht viel Betrachtung gönnen können. Und diese Betrachtung eben über den Menschen ist die wahrste, des Menschen würdigste Weisheit. Wir sind uns selbst die nächsten; warum wollen wir zu entfernteren Dingen uns begeben? Auserdem lassen sich in der Psychologie noch so viele neue Entdeckungen machen, daß auch schon der Ehrgeitz den Philosophen zu diesem Studio treiben sollte. Welche feine Bemerkungen hat nicht **Bonnet** gemacht. Man versuche es auf seinem Wege weiter zu gehen: man wird gewiß die reichlichsten Früchte finden, wenn man da anfängt, wo er aufhört, und die Analyse der Seelenkräfte und ihrer Eigenschaften **nach den Erscheinungen im menschlichen Leben**, mit Beyhülfe der Geschichte, sorgfältig anstellt. **Baco** that den Vorschlag: **man muß die Natur mit Feuer angreifen, so wird sie bekennen.** Seit seiner Zeit hat die Kenntniß der Naturkräfte

ungemein zugenommen. Mein Rath ist nicht so grausam. Die Seelen werden noch viel bekennen, wenn man mit seiner eignen nur vertraut genug wird. Viele Menschen sind einer Menge andern Menschen bekannt, nur sich selbst nicht.

Was soll man vom Herrn D. Crusius denken, welcher die Psychologie in Pnevmatologie verwandelt? Von dieser können wir schlechterdings nichts, als Hypothesen, wissen; von jener können wir noch viel lernen. Man sollte die, unsrer Untersuchung ganz entrißne Geisterlehre, nur kurz, die Seelenlehre, die wir stündlich untersuchen können, mit der strengsten Sorgfalt treiben. Herr Crusius macht es umgekehrt. Ich würde seine Schüler deswegen bedauern, wenn ich nicht wüßte, daß sie mir es übel nehmen würden.

Mit der reinsten Aufrichtigkeit meiner Absicht, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden, wünschte ich, daß man, vor allen andern Theilen der Weltweisheit, die **Philosophie des Lebens** bearbeitete. Ich verstehe

darunter nicht die gewöhnlichen Moralsysteme, sondern nehme diese als den Grundbau an, und will, daß man von dar weiter auf die besondern Erscheinungen unsrer Seele Achtung gebe, daß man, nicht nach angenommenen Sätzen, sondern nach der Erfahrung, von der Natur des Menschen die Menschen unterrichte, den Beobachtungsgeist schärfe, und auf die bürgerliche Gesellschaft besonders richte, daß man sich Anmerkungen über diese oder jene ungewöhnliche Handlung, Vorfall, Denkungsart sammle, und nachher darüber nachdenke, daß man die Ursachen und Wirkungen so vieler unerklärter Erscheinungen aufsuche und zu entdecken trachte. Das Physische und Mechanische des Menschen muß hier in vorzügliche Betrachtung kommen. Man sieht die menschliche Seele immer zu sehr, als Geist, an, und zu wenig als Seele. Eine Seele ist ein Geist, der mit dem Körper auf das genaueste verbunden ist, und das Individuelle des Körpers trägt unendlich mehr, als man glaubt, zu ihrer bestimmten Eigenthümlich-

keit in dem einzelnen Menschen bey. Hierauf müßte man um so viel genauere Sorgfalt wenden, je mehr es bisher vernachläßigt worden ist. Locke hat unter den Philosophen, die ich kenne, bisher noch die besten vorläufigen Versuche angestellt; aber es ist zu wenig Specielles. Die Schaafe bleiben gemeiniglich stehn, wo eines, das der Heerde vorgeht, stehn bleibt. Die Philosophen thun dieses niemals; wenn es erlaubt war, an eine solche Vergleichung nur gedacht zu haben.

Yoricks empfindsame Reisen, und die Kenntniß des Menschen, welche in Herr Wielands verschiednen Schriften, besonders im Amadis und Musarion herrscht, können einem aufmerksamen Forscher ungefähr zeigen, wie viel feinere, noch nicht bekannte Bemerkungen sich machen lassen. Zum Unglück ließt man den Yorick, um nicht zu denken, und Wielands Schriften, um beym Lachen besser zu verdauen. Die Critiker verstehn diese Absicht der Leser recht wohl, und beurtheilen Wielands Schriften blos aus diesem Gesichtspunkte,

punkte, ohne daß es ihnen Herr Wieland, wie ich glaube, übel nehmen darf; weil sie dem Publico zuvor lesen müssen.

Wie viel Papier, Schweiß und Zeit, verwendet man auf ganz unnutzbare Untersuchungen! Noch streiten zwo volkreiche Partheyen, ob diese Welt die beste sey? Ich will ein Mittel zu ihrer Vereinigung vorschlagen. Jeder sorge dafür, daß er der Beste in dieser Welt sey. Jeder hat vielmehr dafür gesorgt, daß, so viel an ihm liegt, diese Welt nicht einmal gut sey.

Die Metaphysiker vom engern Ausschusse untersuchen gründlich, welches der höchste Grundsatz der menschlichen Erkenntniß sey. Sie können nicht einig werden: doch nimmt der größte Theil diesen Grundsatz an: was ist, das ist, was nicht ist, das ist nicht. Diesen Satz nennen sie den Satz des Widerspruchs, (principium contradictionis) und wer ihn leugnete, verdiente allerdings mit den Hunden zu essen, oder zu den Yahoos des Dr. Swifts verstoßen zu werden. Der Philosoph,

losoph, nach meinem Maaßstabe, findet bey der Untersuchung der menschlichen Erkenntniß, daß sie elend, fehlerreich, und überhaupt ungewiß sey, er hält die Metaphysik blos für einen Commentar der Sokratischen Wahrheit: **ich weiß nur das, daß ich nichts weiß.** Er lebt nach dem Grundsatze der alten Akademiker, welche zu zweifelhaft waren, um etwas gewiß zu wissen, und jeden Augenblick eine beßre Meynung annahmen, als sie selbst hatten, weil sie keine **unumstößlichen Gründe** und keine unwiderleglichen Sätze hatten, auser den identischen. Er weiß das Gewisse immer noch nicht, sondern er suchet es erst, und vertheidiget nichts von dem, was er für wahr hält, mit Hartnäckigkeit. Secten nimmt er gar nicht an, sondern bleibt in der Mitte des Weges der Wahrheit. Er weiß, daß das Wort *Secta* eben das ist, was seine Etymologie und ursprüngliche Bedeutung in der lateinischen Sprache, woher es in unsrer übergenommen ist, anzeigt: ein abgesonderter Nebenweg von der Hauptstraße: wie leicht kann man sich auf

einem solchen Nebenwege verirren! Mit Spitzfündigkeiten sich abzugeben, ist eben so gefährlich. Verliehren und gewinnen ist gleich elend! jenes lächerlich, und dieses abgeschmackt.

Die meisten Zänkereyen der Philosophen bestanden, so wie bey den Gelehrten überhaupt, in Worten. Man verstand einander anfänglich nicht, und am Ende wollte man einander nicht verstehen, weil es zu unrühmlich war, mehr Einsicht, als man vorher hatte, erlangt zu haben. Die Zänkerey über die beste Welt gehört hieher, und kann das deutlichste Beyspiel seyn, weil beyde Partheyen im Grunde doch einig sind, wenn man nicht auf Worte sieht.

Wer wird über Worte doch so eifrig seyn wollen? Unterscheide mir, Weltweiser, die Sachen: diese sind es, welche mich so oft betrügen und meinem Leben schaden. An statt des Guten ergreifen wir das Schlimme: unsre Wünsche, unsre Maaßregeln widersprechen immer einander. Wie nahe ist die Schmeicheley mit der Freundschaft verwandt! Sie ahmt

dieser nicht nur nach, sondern sie wird derselben auch öfters vorgezogen, mit günstigen Ohren empfangen, und betrügt unsre Leichtgläubigkeit, indem wir ihr desto begieriger uns überlassen, je mehr sie uns schaden will. Lehre mich, wie ich den Freund vom Schmeichler unterscheiden kann, wie ich mich im bürgerlichen Leben am besten vor dergleichen Betrug hüten soll. Plutarch hat davon eine schöne Abhandlung verfertiget, und verschiedne Kennzeichen des Freundes und des Schmeichlers angegeben, allein er hat die Materie so wenig erschöpft, daß eine freye, nachahmende und vermehrte Uebersetzung seines Aufsatzes höchst schätzbar seyn müßte. Aber, wie viele Philosophen, die die Systeme und Theorie recht gut verstehen, mögen wissen, daß Plutarch ein beßrer Moralist sey, als die Systemenfabricanten. — Baco, Locke, Malebranche, Leibnitz, Montagne kannten ihn.

Je weniger man die beste Philosophie, die Philosophie des Lebens, aus Sätzen der Theorien erlernt, desto mehr sollten die Weltweisen

sen sich mit den Dichtern bekannt machen. — Mit den Dichtern? Nicht anders. Aus einem gut gezeichneten Charakter in einem Roman, Lustspiel, Tragödie u. s. w. aus den Bemerkungen der Umgangsphilosophie lernt man oft mehr, als aus dicken Bänden; die den stolzen Titel führen: Weg zur Wahrheit: oder dergleichen etwas. Wenn auch Batteux die schönen Wissenschaften durch "die Nachahmung der schönen Natur" nicht richtig genug definirt, so hat er doch einen wesentlichen Theil derselben bestimmt, eben denjenigen, um welches willen die Weltweisen die Dichter studiren sollten; um welches willen sie vom Herrn Wieland verschiedne Schriften, besonders die "Beyträge zur Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" sorgfältig lesen sollten. Aber es wird nichts darinnen demonstrirt; wie jener Franzose sagte.

Man kann unser hiesiges Leben, nicht blos im Spiele des Witzes mit einer Tragödie vergleichen. Der Stof des Lebens ist Trauer und Elend: wir armen Sterblichen sind die

Acteurs: Gold, Silber, prächtige Kleider, und aller Glanz des Aeuserlichen ist die Decoration: alles ist fremd und erborgt, und muß oft plötzlich weggegeben werden. Der Zirkel der Welt, auf welchem wir gestellt sind, ist der Schauplatz; in Absicht unsrer ist er groß, in Absicht der ganzen Erde sehr klein; wenn wir ihn mit dem Himmel und den andern Weltkörpern vergleichen, ist er ein unmerkbarer Punkt, und Voltärens Mikromegas muß uns einfallen. Wer seine Rolle hier am besten spielt, so daß er sich immer bereit hält, sie mit einer andern wichtigern auf einem andern Schauplatze zu verwechseln, ist der beste Philosoph des Lebens. Vielleicht hat Niemand so weise geschrieben, als Heraklius geweint hat, vielleicht Niemand besser über unser Leben philosophirt, als der Chor im Oedip des Sophocles:

O Geschlecht der Sterblichen!
Wie ist dein Leben hier dem Nichts so gleich!
Wer genießt von der Freude der Welt
Mehr als den eitlen Wahn?
Und im Wahne oft noch stürzt ihn der Fall.

Wer so sein Leben betrachtet, unterwirft sich nicht den Dingen, sondern die Dinge ihm selbst. Rein von muthwilligen Lastern, die Fehler immer zu verbessern bestrebt, untersucht er sich täglich mehr, und vermehrt, mit der bessern Kenntniß von sich und andern, seine Pflichten. Er verzeiht den andern, weil er selbst Verzeihung täglich nöthig hat; er hütet sich vor Fehlern, als wenn er keine Verzeihung von andern verlangte. Er lächelt über die Thorheiten, ohne deßwegen ihre Urheber zu hassen. Beleidigt ihn Jemand, so sucht er die Rachsucht zu unterdrücken. Es ist wirklich unklug gehandelt, wenn die meisten Menschen so sehr bemüht sind, denenjenigen, welche sich an ihnen vergangen haben, wieder etwas Böses, wenn es auch nur Kleinigkeiten wären, zu erzeigen. Sie bedenken nicht, daß diese sich wieder zu rächen suchen werden, und ihnen nun zum zweiten male einen größern Schaden zufügen können, als das erste mal. Vielleicht wäre damit, und allem Anscheine nach, die Feindschaft vorbey gewesen, wenn

nicht neue Entrüstungen dazu gekommen wären. Man muß verschiednes zu übersehen wissen. Ich schreibe hier aus Erfahrung, und bitte meiner eignen Erfahrung zu glauben, daß man so recht sehr gut und glücklich handelt.

Als der berühmte Weltweise Antiphon zu Syracus zum Tode geführt wurde, sah er diejenigen, welche zu eben dem Schicksale ihn begleiten mußten, mit einer heitern Miene an. Sie hatten ihre Köpfe verhüllt. "Und warum, sagte er, schämt ihr euch denn wegen einer einzigen Stunde? In kurzem ist alles verändert: denket nur auf den morgenden Tag." — So hoft im Unglück, fürchtet im Glück der nachdenkende Philosoph. So lernen wir, wenn wir immer auf die Zukunft denken, wozu wir unsrer Natur nach auch so sehr geneigt sind, unser ganzes menschliches Schicksal mit Standhaftigkeit und Gleichmuth ertragen.

Die meisten Menschen leben, als wenn sie nicht sterben sollten, und sterben, als wenn sie nie wieder leben sollten. Der Philosoph

des Lebens kann mit dem Pherecydes sagen: ich lerne sterben; nur mit einem edlern Muthe, indem er, mit einem kurzen Leben keine lange Hofnung verbindet, sondern die Kürze der Zeit an die Länge der Ewigkeit anknüpft.

Die Betrachtung über unser gegenwärtiges elendes trauriges Leben, nach seinem ganzen Umfange, darf uns so wenig niedergeschlagen machen, daß sie uns vielmehr erheitert. Wir sind alle im Grunde gleich unglücklich, und gleich glücklich; wir werden also die Mitgenossen unsers Zustandes liebreich, und mit einem gewissen sanften Mitleid behandeln. Wir sind alle Brüder der Sterblichkeit; vor dem Erhabnen mag ich nicht kriegen: über den Niedrigern mich nicht erheben. Wenn andre dieses thun, so sehe ich ihre Thorheit um desto besser ein, und trachte desto stärker nach dem Gegentheil. Der Ton des Umgangs im bürgerlichen Leben gewinnt so gar dadurch eine gewisse Artigkeit, die sich nicht beschreiben, sondern nur ausüben läßt, indem man sich von der stolzen vielwissenden Dreustigkeit eben so

sehr, als von der feigen Unterwürfigkeit entfernt, und eine gewisse milde gemäßigte Behutsamkeit und bescheidne Gefälligkeit annimmt. — Die Liebe des menschlichen Geschlechts wird überhaupt durch diese Betrachtung genährt.

Ein Philosoph ohne Charakteristik ist ein Reisender ohne Geld: er hilft sich mit Betteln und Borgen fort, bis Gläubiger und Großmüthige müde werden.

Eine große Quelle für Uebel in der menschlichen Gesellschaft ist die Begierde nach dem Lobe des Witzes. Besonders vergiftet sie häufig den Umgang. Es ist nicht mehr Mode, über verschiedne Materien der Weltweisheit, oder über wichtige, der vielseitigen Urtheile würdige Gegenstände sich zu unterhalten: eben so wenig darf man von neuen Erscheinungen in dem Reiche des menschlichen Verstandes und Herzens eine Gesellschaft unterhalten, wenn man nicht ein Pedant, oder unerträglich seyn will. Wovon soll man nun sprechen? Bey Personen, die den bon ton de Monde haben,

muß

muß man witzig seyn, das heißt, andre lächerlich machen. Man muß etwas an diesem oder jenem bemerkt haben, welches zur Belustigung Anlaß geben kann; oder man muß bey diesem oder jenem Vorfalle und Person, schalkhafte Einfälle haben, und alles in einem guten Lichte zu zeigen wissen. Daher entsteht eine ausgeartete Neugierde nach Kleinigkeiten, die nicht der Mühe werth sind, gehört zu werden, und worüber man sich doch Stundenlang angenehm unterhalten kann. Klägliche Beschäftigung! gleichwohl ist sie die gewöhnlichste. Man spottet, man verläumdet, man dichtet hinzu, wirklich nicht aus einem bösen Herzen, um jemanden zu schaden, sondern um Beyfall zu haben, und einen guten Gesellschafter zu spielen. Plutarch erzehlt, daß zu Athen von dem Alcibiades so viel sey beständig gesprochen worden, daß er endlich darüber unwillig wurde. Er sieht, daß man von allen unbedeutenden Kleinigkeiten viel Aufsehen macht, und immer etwas neues aufsucht. Er haut also seinem Hunde den Schwanz ab. Man fragt ihn um

die

die Ursache dieser seltsamen That. "So hat man doch einmal wiederum von etwas Neuen zu reden" antwortet Alcibiades. Es wurde auch wirklich viel von dem abgehauenen Schwanze des Hundes in Athen gesprochen, — so wie heute zu Tage noch. —

Dem wahren Verdienste schadet der verachtende Spott nichts, wenn er auch gleich nicht immer der Probierstein desselben genannt werden kann. Zuweilen wird er der feurigste Antrieb zu großen und edlen Thaten; wie bey dem unsterblichen verehrungswürdigsten Könige **Wilhelm dem Dritten**. So oft ich die Geschichte dieses Helden betrachte, welches sehr häufig geschieht, weil er einer von meinen Lieblingen in der Geschichte ist, werde ich von der stärksten Bewunderung erfüllt. Wilhelm rang immer mit dem Unglück; kein Mensch in der Welt hat wohl so viel Schlachten verlohren, wie er; und keiner konnte auch so viel Schlachten verliehren, weil ihn die erste schon niedergelegt hatte. Wilhelm erhielt sich immer nach Verlust und Schaden, und bot

als

als Besiegter immer dem Sieger die Spitze. Man mußte ihn nach vierzehn Tagen von neuem schlagen, wenn man von dem ersten Siege Vortheile haben wollte. In Paris verspottete man ihn; Ludwig verachtete ihn. Ich will mir wenigstens Hochachtung erwerben, sagte Wilhelm, wenn ich keine Liebe haben kann. Er erwarb sich desto ächtere Hochachtung, je geheimer man sie halten mußte, um die eigne Schwäche zu verbergen. Endlich mußte Ludwig ihm öffentlich, vor dem ganzen Europa, die Hochachtung eines Königs erzeigen, für deren Verweigerung der blutdürstigste Krieg geführt gewesen war. Man suche sich nur Verdienst zu erwerben: die Hochachtung folgt ihm gewiß, wie der Schatten dem Körper, nach. Wird sie geheim gehalten und niedergedrückt; so ist sie desto ruhmvoller und sichrer.

Jeder Vorzug, er sey eingebildet oder wirklich, erregt den Neid. Es ist doch gut, wenn man diese bösartige Nothwendigkeit für ein geschäftiges Leben einigermaßen lindern kann.

Ich will euch, meine Freunde, aus meiner eignen Erfahrung einen Rath geben, welcher mir schon einige gute Dienste geleistet hat. Verringert die Idee von euren Vorzügen, so viel nur immer möglich ist, und zwar in demjenigen Punkte, worauf der Neid eben schielt; es sey Vermögen, Ansehn, Macht, gute Umstände oder Vorzug des Geistes. Suchet bekannt zu machen, daß das, worüber man euch beneidet, nicht so groß sey, wie man glaube. Nur gebraucht nicht leere Worte dabey, sondern zeigt es durch Gründe, und so viel geschehen kann, durch Betragen und Handlungen. Zeigt (mit Behutsamkeit und Vorsicht für euch selbst) einige kleine Schwächen und einige Dunkelheiten an demjenigen Orte, wo man eben euren größten Glanz betrachtet. Laßt die Menschen, in diesem Falle, immer lieber etwas zu wenig, als zu viel von euch denken. Die Nahrung des Neides ist Stolz und Prahlerey. Mit demjenigen, worinnen man einen wahren Vorzug vor andern hat, muß man diesen andern am seltensten vor die

Augen kommen, oder, wenn dieses nicht möglich ist, so muß man wenigstens sich hüten, daß man nicht selbst seinen Werth hoch zu schätzen scheine. Ein anderes, sehr wirksames Mittel ist: die fremden Vorzüge bey andern zu bemerken und sie zu achten. Ein jeder, mit dem man in das Verhältniß des Neides kommen kann, wird doch etwas haben, worinnen er einen Vorzug vor uns hat, und sollte es etwas noch so geringfügiges seyn. Dieses sucht zu bemerken, und lasset es ihm wissen, daß ihr diesen seinen Vorzug vor euch erkennt und sehr hoch achtet. Nehmt dabey, wenn es schicklich, die Verstellung eines kleinen unschuldigen Neides an. Man kann durch diese Kunstgriffe der Lebensphilosophie viel ausrichten, welche sich überhaupt auf Bescheidenheit gründen. Wenn die Vorzüge zu hervorragend, und der Neid zu heftig wird; so werden alle Mittel freylich nicht hinreichend genug seyn. Alsdann duldet man den Neid, und hüllt sich, wie Horaz, in seine Tugend ein.

Die Regeln der Philosophie des Lebens sind wie Pulver für Krankheiten: ein kleiner Umstand, den man nicht gewahr werden konnte, hindert alle Wirkung des Pulvers. Die Leidenschaften lassen sich sehr schwer curiren. Baco schrieb von Tugend, Redlichkeit, Uneigennützigkeit, die herrlichsten Gedanken nieder, und schrieb mit einer Wärme des Eifers. Der philosophische Baco ließ sich bestechen. Mit dergleichen Widersprüchen ist die Welt erfüllt. Aber ein Mann, dessen Herz edel denkt, ist größer als der glänzendste Scribent. Ein Nachahmer der Gottheit ist von dem Nachahmer des Menschen unendlich weit verschieden. Aesops mitleidige Gnade gegen den Ennus ist erhabner als das Verdienst, die vortreflichsten Fabeln geschrieben zu haben. Young und Wieland haben gerechte Ansprüche auf meine Bewunderung, wenn sie die Lady Gray besingen, aber die Heldin selbst preßt mir Thränen der Schaam ab, daß ich noch so weit von ihr entfernt bin, und Thränen der Sehnsucht, ihr ähnlich zu werden.

Der Weltweise für das menschliche Leben sollte seine Zeit nur halb den Büchern, die übrige dem lehrenden Umgang weihen. Was er aus jenen lernt, ist alt; aus diesem kann er viel neues lernen, wenn er in der Stille über das, was er bemerkt hat, sorgfältig nachdenkt. Metastasio pflegte zu sagen: "ich studire das Buch der Natur mehr, als die Bücher der Kunst," und die besten Stellen in seinen Werken, welche Bewunderung erhielten, schrieb er diesem Studio allein zu. Marmontel versichert in der Vorrede zu seinen moralischen Erzählungen, daß die Zeichnung nach dem Leben darinnen, der Bemühung zuzuschreiben sey, mit welcher er der Gesellschaft derjenigen Personen, die er schildert, sich gegenwärtig gemacht und vorgestellt habe, wie in diesem oder jenem Falle diese oder jene Person geredet haben würde. Unsere Philosophen sind zu bedauern, daß eben sie, die es am meisten nöthig hätten, das Buch der Natur im Umgange und bürgerlichen Leben am wenigsten lesen können. Sie sind nicht zu be-

dauern, wenn man erwägt, wie wenige wüßten, was sie mit einem solchen Buche anfangen sollten, weil sie in keiner andern Absicht die Gesellschaft der Menschen zu besuchen verstehen, als sich zu erhohlen und zu — divertiren. — Es ist auch gewiß keine Kunst schwerer, als den Menschen in dem Menschen zu studiren, und man kann davon sagen, wie Ariost von dem Schönen:

> Bisogna aver occhio divino,
> Per far di lor giudicio.

Wir armen Sterblichen, die wir immer auf eine dunkle Art weise sind, können nicht behutsam und zweifelhaft genug seyn, bey allem, was wir erkennen und wissen. Nur die Lehren unseres Verhaltens, und alles das, was moralisch genennt werden kann, wissen wir gewiß. Nun fehlt noch, daß wir uns selbst nach diesen Grundsätzen bilden und trösten. Freylich kann nicht ein jeder seine Augen so weite Blicke werfen lassen, als Lynceus, aber sollte er, wenn er blöde Augen hat, sie deßwegen nicht salben? Sollte man seinen Körper

von

von dem Krampfe nicht zu befreyen suchen, weil man nie hoffen kann, starke Glieder zu erlangen? Man kommt doch bis irgend wohin, wenn man auch nicht weiter kann. Wallt das Herz vom Geitze oder andern Leidenschaften, so giebt es Mittel, wodurch man diese Uebel stillen, oder doch einen großen Theil der Krankheit heilen kann. Schwellt Ehrgeitz das Herz auf, so giebt es Vorstellungen, die einige Erhohlungen wenigstens geben können, wenn man sie dreymal durchdacht hat. Der Neider, der Zornige, der Faule, der Säufer, der Verliebte, Niemand ist so roh, daß er nicht milder werden könnte, wenn er die Bildung gelehrig annimmt. Das Laster fliehen, ist schon Tugend; und der Anfang der Weisheit ist, die Thorheit vermeiden. Die schärfste Aufmerksamkeit auf sich selbst, mit unpartheyischer geheimer Untersuchung verbunden, zeigt den nächsten Weg zu der besten Philosophie des Lebens. —

Meine Papiere, worauf ich die vorhergehenden Anmerkungen, einzeln, nach und nach

aufgezeichnet hatte, hören hier auf; und aus bloßen Grundsätzen, hinter einander weg, zu philosophiren, habe ich kein Herz. Vielleicht sammle ich in Zukunft neue Bemerkungen: wenigstens werde ich es für Pflicht halten, darnach zu trachten.

VII.

Von der Laune.

Eine Rede.

Ich will, Meine Freunde, von der Laune reden. Diese Materie sezt mich wenigstens aus der Verlegenheit der meisten Redner, die um geduldige Ohren bitten müssen. Laune ist etwas so angenehmes, daß man um kein geneigtes Gehör bitten muß: man gefällt sich selbst genung, wenn man launisch ist; man braucht nicht erst andern zu gefallen.

Nichts M. Fr. ist so unbestimmt, als das Wort Laune! und nichts scheint so sehr ein Antheil neuer Zeiten zu seyn, als eben diese Eigenschaft. Schon wetteifern, seit den Zeiten des kecken Ritters Hudibras, eine Menge von Schriftstellern, um die Ehre, Laune zu haben; und Laune haben dennoch sehr wenige Menschen. Der Besitz ist eben so schwer, als die

die genaue Bestimmung des Wortes, welche noch keinem Gelehrten beliebt hat uns zu geben. Lasset uns mit einander ein paar Worte darüber verliehren. —

Seitdem die spröde Trulla ihren seufzenden Bärenwürger, als er um ihre Liebe, um ihr Herz flehte, nicht eher Liebe schenken wollte, bis er ihr den Gefallen gethan, und sich den Kopf an der Wand eingestoßen hätte, seitdem ist oft die Laune gefährlich geworden, und der furchtsame Weltweise mochte mit ihr nichts zu thun haben. Ueber den Witz haben die Philosophen desto mehr geschrieben: sie wurden mit ihm sehr bald vertraut, weil er ihnen aus der Noth half, wenn sie die Wahrheit nicht finden konnten. Laune ist nicht so gefällig.

Der Witz, M. Fr. ist von der Laune ganz verschieden. Aehnlichkeit der Dinge mit überraschender Eile zu finden, schnelle Vergleichungen oder Gegensätze zu machen, mit Voltairen bey der Belagerung von Neiße an die Negern in Africa zu denken, die Siege eines großen Königs mit den Anfällen von einem

Fieber

Fieber zusammen zu stellen, und in einer Periode, Christen, Ungarn, Muselmänner, Kanzel, Panduren, Sorbonne, Staatskunst, Pariser Romane, und Belleisle zu vereinigen — diese Macht hat die Laune nicht. Ihr Gebiet ist eingeschränkter, und ihr Vergnügen ruhiger. Sie bleibt ernsthaft, wenn der Witz lacht, und wenn andre alsdann über sie lächeln, so genießt sie eine ungesuchte Ehre. Der Witz zeigt uns mit spottender Miene die Venus, welche ihren Vetter Bachus mehr liebt, als eben nöthig war; aber die Laune wundert sich über den Spott, sie findet die Sache ganz natürlich und ernsthaft:

Cythere war schön und empfindlich,
Und Bachus empfindlich und schön,
Wie konnt' es anders ergehn?
Sie lieben, so bald sie sich sehn:
Baumgarten beweißt es uns gründlich,
Wie konnt' es anders ergehn?

Wieland.

Mit allen Talenten begabt, die der verstorbne Esel des Lucians besaß, kann man doch noch keinen

keinen Anspruch auf die Laune machen. — Das Wort selbst ist ganz neu mit diesem Stempel geprägt. Die Engländer zeigten uns zuerst den Weg zu diesem Vergnügen, und aus ihrer Sprache trugen wir auch zuerst das Wort Humour, welches noch jetzo an statt der Laune gebraucht wird, in unsere über; da man sich hingegen des leztern Wortes auch öfters bedient, um jede Gemüthsfassung auszudrücken. Wir wollen aber jetzo, mit Eurer Erlaubnis, bey derjenigen eigentlichen Bedeutung des Ausdrucks, Laune, uns verweilen, wodurch sie eine Stiefschwester des Witzes wird.

Es ist sehr schwer, eine gesunde und passende Idee davon zu geben. Wenn man das Entstehen, das Eigenthümliche, die Unterscheidungszeichen der Laune, oder des Humours genau betrachtet, so scheint sie eine solche Fassung des Gemüths zu seyn, welche entsteht, wenn die Lebensgeister von aller Anstrengung frey, sich bey Betrachtung eines Gegenstandes so ergießen, daß sie nichts anderes jetzo aufhält, und wobey die Betrachtung eine naivernsthafte

Wen-

Wendung nimmt, welche komisch wird, das heißt, die Aufmerksamkeit auf Unkosten des Urhebers reizt. Das, was wir Laune nennen, sezt eine Fassung der Seele voraus, bey welcher sie von aller andern Anstrengung frey ist: die Lebensgeister müssen mit nichts andern beschäftigt seyn. Eine Bewegung, die jetzo nichts aufhält, muß sie auf einen Gegenstand richten, und die Seele des Launischen denkt darüber ernsthaft; indem jede andre nichts weniger als ernsthaft dabey seyn kann. Jupiter schickt die drey Göttinnen, welche um den Preis der Schönheit streiten, zum Hirten Paris; ernsthaft befiehlt er ihnen alle Umstände der Reise, und wie sie fortkommen sollen,

Auf nehmt die Hüthe mit, der Tag ist ziemlich heiß,
Und wie ihr wißt, macht Sonnenschein nicht weiß.

Das Reiseprotocoll wird hierauf mit der genauesten Aufmerksamkeit beschrieben; auch wie es zugeht, daß die Göttinnen endlich an den bestimmten Ort kommen.

Man hebt den einen Fuß, man sezt den andern fort,
Und kommt, wie Sancho sagt, dabey doch immer weiter.

Dadurch, daß die Seele alle ihre Kräfte über einen Gegenstand anspannt, und als wichtig ihn betrachtet, da er es doch nicht ist, wird öfters das Humoristische erzeugt. Ein paar Damen zanken sich — nun dabey wird Niemand viel wichtiges finden — aber der, von dem wir reden, der launische Geist findet den Streit sehr wichtig, und erzehlt ihn mit ernsthafter Feyerlichkeit: von allem andern jetzo abgezogen arbeitet er mit allen Seelenkräften, das Fürchterliche zu schildern.

"Zum Waffen, zum Waffen, rief die männliche Schöne, und flog wie der Blitz in den Kampf; alle traten zu ihren Partheyen, und fiengen den Angrif an. Das Klappern der Fächer, das Rauschen der Stoffe, das Krachen der biegsamen Röcke von Fischbein, das Geschrey der Helden und Heldinnen in wüster Vermischung, und Baß und Dißcantstimme erschüt-

erschüttern den Himmel," und alles wird wichtig. —

Der Ernst der Beschäftigung über einen Gegenstand, der nichts ernsthaftes hat, erzeugt Naivität. Die Treuherzigkeit des Charakters, wodurch man einem andern einen gewissen Vorzug vor sich giebt, sich einfältiger, und unweise stellt, und eine Blöße giebt, diese Eigenschaft erweckt das Lächeln auf Unkosten des Launischen selbst. So betet Gleims Braut:

Nun heute führt man mich zur Trau,
Und morgen bin ich eine Frau,
Hilf Himmel! steh mir bey,
Ich bitte dich aus Herzensgrund,
Erhalte meinen Mann gesund,
Erhalte mich getreu.

Diese Naivität verursacht unsre lächelnde Verwunderung über die ernsthaft wichtige Miene. — Die Laune schmeichelt dem Ehrgeitze der menschlichen Seele, indem sie ihr einen Vorzug vor ihren Liebling, dem Launischen, giebt. Wir verweilen uns gern bey seiner ein-

gebildeten Narrheit, und gern hören wir einen, welcher gesteht, daß er nicht so weise sey, wie wir. Jeder launische Mensch thut gleichsam dieses Geständniß.

Die Laune gründet sich auf den Charakter, so wie die Naivität, und Herr Moses Mendelssohn thut mir deßwegen mit seiner Abhandlung über das Naive keine Gnüge. Ich habe die neueste Ausgabe seiner philosophischen Schriften noch nicht gesehen; allein, wenn er nicht völlig seine Untersuchung umgeändert hat, so gilt mein Einwurf immer noch. Herr Moses sieht darauf gar nicht, daß die Naivität etwas Charakteristisches ist und daraus hergeleitet werden muß. Ein Mann von so billiger Denkungsart, wie er, wird es mir gern erlauben, wenn ihr, M. Fr. es ihm auch wieder saget, daß ich von seinen Sätzen abgehe, und die Naivität blos aus dem Charakter ableite. Wenn sich zu der Offenherzigkeit eine Unschuld von weniger Einsicht gesellt, die sich einbildet, alles, was natürlich ist, müsse zugleich gut seyn, so ist es Treuherzigkeit. Wenn

die

die Treuherzigkeit sich in gewissen Zügen zeigt, wo es an sich vortheilhaft war, sie zu verbergen, und welche uns über denjenigen, dem sie entwischen, einen Vortheil verschaffen, so, dünkt mir, nennt man dieß Naivität. Die Naivität hat immer etwas Relativisches oder Beziehendes; eben so, wie die Laune. Ein Pedant und Laune, oder auch, ausgelaßnes Lachen und Laune; welche Widersprüche! Bey seltsamen und unordentlichen Leuten findet sich die Laune am häufigsten. Wir denken bey ihr immer an das Persönliche. Was der Launische sagt, muß in dem Munde eines jeden andern unanständig und unschicklich seyn. Kein andrer Charakter, als der feige, schwerfällige und possierliche Fallstaff kann so von der Ehre reden, wie er; kann überhaupt mit Beyfall und Erregung des Lachens so reden und handeln, wie er. Congreve erklärt den Humour sehr übereinstimmend mit meinen Gedanken, indem er sagt, daß "er in einer besondern und unvermeidlichen Art, jedes Ding zu thun oder zu sagen, besteht, die Einem

Menschen allein natürlich und eigen ist, und seine Reden und Handlungen von den Reden und Handlungen andrer Menschen unterscheidet." Home erinnert ganz richtig, daß dieses gar keine Erklärung sey, und auf eine Menge von andern Charakteren, ja auf alle, passe: allein Congreve betrat doch den rechten Weg, indem er auf das Charakteristische verwieß, nur verfehlte er, dieses Charakteristische zu bestimmen; welches ich vorher angegeben habe. Der Launische muß lächerlich ohne Thorheit, und niedrig ohne Verachtung seyn. Er muß den Anstand, ohne Beleidigung anderer, blos in Absicht seiner selbst, wegwerfen; und daher entsteht unsre Lustigkeit über ihn. Aus Naivität muß er das Belachenswerthe sagen, ganz ohne merkbaren Vorsatz, so etwas zu sagen, und ohne der Miene des Witzes, oder des Spottes, wie aus dem Begriffe der Naivität erhellt, deren Miene und Wesen die Laune annimmt.

Das Meisterstück der Laune ist Buttlers Hudibras. Lauter kleine geringfügige Vorfälle

fälle werden im Schalle der Epopeentrompete verkündigt. Der Dichter sucht Kleinigkeiten auf, und verweilt sich bey ihnen mit der Miene des tiefsinnigen Ernstes, indeß der Leser lacht; er beschäftigt sich mit dem Niedrigsten, als sey es höchstwichtig, und weiß es uns mit Naivität ernsthaft zu beschreiben: wenn

Kesselflicker schreyn, daß Staat und Kirche
Verändert werden müßt', das Kesselflicken zu verbessern.
Und Pfuscher ihre Flickereyn im Stiche lassen,
Die Kirche auszuflicken und zu wenden.

So beschreibt er den Hudibras:

Durch starke Argumente konnte er
Beweisen, daß ein Mensch kein Pferd sey,
Ein Adler sey kein Vogel, und ein Lord hingegen könne
Wohl eine Eule, und ein Kalb ein Rathsherr,
Der Richter eine Gans, und Raben Commissairs
Und Vormund seyn, das wagt' er darzuthun.

Und sein Schwerdt.

Sein mächtig Schwerdt an seiner Seite,
Dicht an sein unerschrocknes Herz geschnallet;

Mit einem Stichblatt, groß wie eine Suppen-
schüssel,
Zur Mahlzeit eben so, als zum Gefechte tauglich,
Und wenn es Köpfe erst zerschmissen hatte,
Konnt es hernach auch Teller kratzen, Brod
zerschneiden,
Es konnte Schuh auch putzen, Lauch und Zwie-
beln
Schön in die Erde pflanzen, und so weiter.

Anstatt sich ängstlich um die Definition der Laune zu bekümmern, ist es besser sich mit den drollichten Rittern dieser Muse selbst bekannt zu machen, und auf diese verweise ich auch M. Fr. Ich will sie hier nicht, wie Homer die Schiffe der Griechen und Trojaner, herzählen. Ich will dafür vielmehr bemerken, daß nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, Laune, auch überhaupt die Munterkeit und das drollicht aufgeweckte Wesen bezeichnet, und daß man nach dieser Laune vorzüglich zu streben habe, wenn man verschiedne Verdrüßlichkeiten dieses Lebens hinweg lächeln will. Diese Munterkeit aber ist nicht das flatterhafte leichtsinnige Wesen, das unsre Aufmerksamkeit nir-

gends ruhen läßt. Die flüchtige Leichtsinnigkeit der Franzosen ist vielmehr die Ursach, daß ihre Nation keinen eigentlichen launischen Schriftsteller aufzuweisen hat, wenn es nicht Pallissot in verschiednen Stellen ist. Der bizarre Charakter der Engländer ist der Laune so schicklich, daß ihr Land daher die reichlichsten Früchte solcher Ergötzungen trägt. Daher ist der Fallstaf des Schakespear so natürlich: daher reißt Yorik so empfindsam: daher unterhält uns Tristram Schandy, und der ehrliche Corporal Trim so angenehm, und wenn sie auch von Steckenpferden sprechen: daher beschreibt uns Garth mit so vieler Lust das Gefecht der Apotheker und Mediciner, und ihre Siege, die so wichtig sind, daß sich die Ueberwinder freuen, wie Memphis Priester, wenn ihr Osiris nießt, oder wie Sultane, die auf den Thron erhoben werden, oder wie Bösewichter, wenn die Predigt aus ist.

Der Charakter unsrer Nation, M. Fr. ist der Laune nicht unvortheilhaft, wenn wir ihn nur nicht durch fremde Züge entstellen. Wir

sind der Ernsthaftigkeit, auch bey kleinen unwichtigen Dingen fähig: wir besitzen Naivität genug, um dadurch zu interessiren. Es fehlt uns auch nicht an Originalen zur Laune, und an Männern, welche jenen gleich sind.

Der saß an seiner Drechselbank,
Und schlug aus seinem Sinn des Reiches Untergang;
Die Bürger sind sich schon Aufruhr und Tod gewärtig,
Allein der drechselt fort, und macht die Schachtel fertig.

Vergleichet einmal, M. Fr. den verschiednen Empfang, welchen wir unsern schönen Geistern gönnen. Der humoristische Schriftsteller ist uns so gleich willkommen. Gleims Romanzen waren bald in Jedermans Händen, da sie erschienen waren, und den Renomisten des Herrn Zachariä machten uns unsre Aeltern beym Abend- und Morgenbrodte bekannt. So mit ähnlichen Schriften. Allein das flatterhafte, weichliche, französischgestimmte Lied, hat schon bey uns einen schwerern Eintritt zur allgemeinen

gemeinen Bewunderung. Wir sind gegen Gesänge des flüchtigen Witzes gleichgültiger, als es vielleicht seyn sollte, und jetzo scheint uns schon vor jeden Dichter zu eckeln, der auf Anakreons Laute spielt, gleichsam als wenn wir schon mit diesen Tönen gesättiget wären, da die Franzosen doch eine ungleich größere Anzahl von dergleichen Dichtern haben, und dennoch jeden neuen Sänger des Scherzes mit Freude bewillkommen. So lange Wieland Empfindungen schrieb und Sympathien träumte, lobte man ihn mit kaltsinnigem Beyfall. Er zog das Kleid der Laune an, erzehlte Komisches, und dichtete Lustigkeit: dem Lesen dieser Schriften widmete sich der größte Theil unsers Vaterlandes. So sehr bestätigt die Erfahrung, daß Laune auf deutschen Boden gut fortkommt.

Sie zeigt sich aber nicht blos in Schriften, sondern auch in dem Charakter, dem Umgange und den Gesinnungen des Lebens. Wir pflegen mit dem Worte Laune zugleich in einer weitern Bedeutung das ganze Wesen desjenigen

Charakters zu bezeichnen, welcher in einer gewissen ernsthaften Lustigkeit und Heiterkeit, die Dinge in der Welt mit einer ungewöhnlichen Sorgenlosigkeit betrachtet. Den Scherz, der die Schranken des Anstands bey Gegenständen, die uns keines Scherzes fähig scheinen, nicht überschreitet, die Lustigkeit, welche mit philosophischem Gleichmuthe lächelt, Heiterkeit bey Dingen, wo wir das Gegentheil vermuthen, das alles auch nennen wir Laune. Diese Laune, diese gutartige Gesinnung, mit welcher man sich durch das Leben hindurch fortrollt, bis der Faden reißt, und der Kopf ins Grab sinkt, ist es vorzüglich, welche ich euch, M. Fr. gern empfehlen wollte, und — ich gestehe es — diese paar lezten Worte von dieser Materie waren die Ursache, das Thema zu wählen. Eine wohlgeordnete Freude und Laune des Lebens bestreut uns den rauhen Weg der Wahrheit mit Blumen, und erleichtert jeden Schritt. Durch sie verachtet man den finstern Kummer, und vertreibt die unnützen Gedanken, welche uns unsre Tage verdunkeln.

Die ächte Laune und Munterkeit ist eine Tochter der Lebensphilosophie, und erhält uns in dem Besitze einer gesezten Freude und einer ernsthaften Lust. Sie ist zugleich ein Zeichen des guten Herzens: der Boshafte kann sie nicht haben.

Der mit lächelnder Miene empfindliche Sinn gründet sich auf Offenherzigkeit und Naivität. Beydes ist der Widerspruch der Tücke und Bosheit. Ein boshafter Mensch, ein Menschenfeind wird nie Laune haben, denn Schwärze des Herzens verdunkelt Miene und Reden. Der ofne heitre Charakter entspringt aus der Ergießung der Lebensgeister, die frey sind, wie wir schon bemerkt haben; aber List, Tücke und Laster lassen den Lebensgeistern nie Freyheit und Ruhe. Diese wohlthätigen Geschenke des Himmels entspringen aus Rechtschaffenheit. Ich wollte es zu behaupten wagen, daß derjenige, welcher Laune hat, nicht so leicht ein boshaftes Herz besitzen kann. Tugend und Freude sind verwandt.

Die frohen Gesinnungen des humoristischen Geistes entstehen sehr oft aus dem Bewußtseyn

des

des eignen guten Herzens, und man denkt, andre Kinder der Menschheit, denken, empfinden und handeln eben so wie wir. Man lacht über diese oder jene Mitbewohner unsrer sublunarischen Welt, man findet sie thöricht — und sich oft selbst dazu. Man wird nie böse, und wenn das Zwerchfell genug erschüttert ist, so hört man auf, und die man belachte, sind wieder so gut, wie wir. Oftmals lacht man über sich selbst, und wird solche Lächerlichkeiten an sich gewahr, daß man sich künftig desto mehr dafür hütet, je mehr man sich darüber verwundert hat. Kann solch eine Gesinnung mit der Bosheit bestehn? ist sie nicht vielmehr die Gefährtin der Unschuld? die Laune vergnügt sich gemeiniglich auf ihre eignen Unkosten, denn, wenn sie auch über andre zum Lächeln reizt, so schadet sie doch Niemanden, als etwa ihrem Diener selbst, wenn er gar zu dienstfertig ist.

Die reinste Quelle der Laune ist die philosophische Betrachtung der Natur unsrer Bestimmung und des menschlichen Lebens. Es ist

gewiß, daß die physische Beschaffenheit viel dazu beyträgt, die Reitzbarkeit der Nerven, die Wallung des Blutes, die ätherische Receptivität. Allein dieses alles bildet blos Lebhaftigkeit und flüchtiges Wesen, keine Laune, wie wir sie bestimmt haben. Voltaire hat Witz, aber keine Laune! der ehrliche Sterne hatte beydes, weil er Rechtschaffenheit der Gesinnung, und gutes Herz mit Lustigkeit verband, weil er die Welt und die Sterblichen aus einem Gesichtspunkte ansah, in welchem alles eine muntre angenehme Farbe zeigte.

Durch die Betrachtung unsrer eignen Bestimmung werden wir zur Laune, zur gutartigsten offenherzigsten Heiterkeit geleitet. Wir sind für uns selbst nicht geschaffen, sondern für andre, um zum Gebäude des Ganzen etwas beyzutragen. Wir stehn in einer Kette der Wesen, wo eine ungeheure Anzahl derselben um uns herum uns beständig dienen muß, und wir sind an unserm Ort gestellt, um ein gleiches zu thun. Je wohlthätiger wir unsre Stunden des Lebens für die Welt machen können,

desto vergnügter müssen wir werden. — Und sollte so etwas nicht frohen Sinn erregen? —

Nicht froher ist der Mensch, als wenn er Gutes thut,
Nicht leichter thut er Guts, als bey recht frohem Muth.

Durch diese Fassung des Gemüths ist man am geneigtesten, die schwersten Pflichten zu erfüllen. Das Schwerste für den Menschen ist ohnstreitig, seinen Feinden zu vergeben, denen wohl zu thun, die uns unglücklich machen wollen. Und die Erfahrung zeigt, daß derjenige, welcher eben ein großes Glück erlangt, und voll Freude, ganz dem Vergnügen überlassen ist, fähig wird, den unversöhnlichsten Haß abzulegen. Nicht allein lösen sich, nach dieser Regel, die Verwicklungen der Comödien auf, sondern auch die Geschichte beweißt durch viele Beyspiele diese Erscheinung einer außerordentlichen Freude. Die gutherzige Laune, auf Erkenntniß gegründet, leistet ähnliche Vortheile. Ein Mensch von frohem Muthe vergiebt leicht.

Genie

Genie ohne Herz ist, wie Klopstock sagt, nur halbes Genie. Nicht blos geschäftiger wird der Geist, wenn er, immer froh, der guten Laune opfert, sondern das Genie selbst wird größer, wohlthätiger für die menschliche Gesellschaft, wenn das gute Herz ihm gleichsam die beste Richtung giebt.

Besonders ist die Verbindung des Genies mit der Munterkeit alsdann sehr vortheilhaft, wenn in einem geschäftevollen Leben die Last der Arbeiten die Seele gleichsam niederdrücken will. Wenn da der Pedant gähnt, und der Mürrische sich über die vielen Arbeiten ängstigt und beschwert, so lächelt, mitten unter der Last der Arbeiten, die frey erheiterte Seele, wenn ihre Begleiterinn, Laune, einen Theil der Last selbst tragen hilft. Die Erinnerung hilft oft etwas; ach! wie wünsche ich, daß sie bey einigen von euch, M. Fr. nicht unnütz seyn möge!

Wielands Diogenes giebt zur ersten Regel der Staatskunst an, das Volk in guter Laune zu erhalten. Eben dieselbe Regel sollte eine

der

der ersten in unserm Leben seyn. St. Evremond erzehlt, daß er bey traurigen Vorfällen immer die allerlustigsten Bücher gelesen, und sich dadurch getröstet habe. Ohne ein St. Evremond zu seyn, kann man sich bey allen schlimmen Vorfällen immer durch den launischen Gedanken erheitern und trösten, daß man ein paar Jahr weiter hinaus denkt, an das Künftige denkt, wenn das Gegenwärtige nicht gut ist. — Ich habe jetzo dieses Mißgeschick — es ist hart — aber in ein paar Jahren — wie da? Ich will auf Rettungsmittel denken, und dann gleich wieder zur Fröhlichkeit zurückkehren. Ist es jetzo schlimm, nicht immer wird es so seyn, — nicht immer so seyn. —

Die Erfüllung unsrer Pflichten ist wahres Vergnügen. Diesem Vergnügen, M. Fr. lasset uns unser Leben widmen! Lasset uns aus Geschmack Tugend üben, und aus tugendhafter Seele munter seyn.

VIII.

Vom Stolz.

Eine Erzehlung.

Es war einmal ein Priester

IX.

Vom Frauenzimmer.

Verlohrne Gedanken.

Die Frauenzimmer, welche man das schwache Geschlecht zu nennen pflegt, erhielten ihren Werth in der Welt blos von den Schwachheiten desjenigen Geschlechtes, welches das stärkre heißt. In den erstern rohen Zeitaltern hatte das weibliche Geschlecht bey keiner Nation einen besondern Vorzug, es gab keine Predilection, und man erzeigte den Weibern, ehe sie Damen waren, nicht die auserordentliche Verehrung, die man nachher erfand. Sie standen unter derjenigen Autorität, welche der Stärkre über den Schwächern auszuüben pflegt. Noch jetzo herrscht bey den uncultivirten Völkern eben diese Sitte; und die Schriftsteller aller Völkerschaften, die jetzo freylich verändert sind, führen davon viele und deutliche Beyspiele an.

Ich berufe mich an statt weiterer Ausführung auf einen Autor, den ich nicht ausschreiben mag, und welcher meine Behauptung weitläuftig ausführt. (*)

Die bey dem Fortgange der Cultur beständig vermehrte Zierlichkeit, so wohl in den Bedürfnissen, als den Ergötzlichkeiten des Lebens, gab den Frauenspersonen Gelegenheit, sich um das andre Geschlecht besonders verdient zu machen, und nach und nach dadurch in größre Achtung zu kommen. Was bey unsern Voraltern die Frauen thaten, thut jetzo eine besondre Gattung von Mannspersonen, die man Bediente nennt. Diese müssen kochen und die Hauswirthschaft besorgen.

Es entstanden besondre Künste, deren Bearbeitung dem weiblichen Geschlechte allein überlassen wurde. Die Nutzbarkeit und Bequemlichkeit dieser Dinge erweckte Aufmerksamkeit, und

(*) Observations concerning the Distinction of Ranks in Society. By John Millar, Esq. Professor of Laws in the University of Glasgow, 1770. — 4.

und die Frauenzimmer waren klug genug, sie zu ihrer Hochachtung zu vermehren. Man erfand immer etwas Neues, und dieses sezt man bis jetzo, wo es zur Verehrung gar nicht mehr nöthig ist, noch fort. Indessen Pater Hell neue Entdeckungen an den himmlischen Körpern machte, machte das Frauenzimmer ganz neues Rosenfilet. Beyde hatten zugleich Neues erfunden.

Unser Geschmack an der Feinheit und an dem Zierlichen, welcher sich durch die Vergleichung desselben mit dem Groben und Rohen bildete, machte uns nach und nach die Frauenzimmer immer theurer und liebenswürdiger, weil sie in eben dem Zierlichen und der Artigkeit, welche wir so hoch schäzten, uns zu übertreffen schienen. Es ist wahr, ihre ganze Natur ist mehr zur Feinheit, zur Zierlichkeit, als die unsrige, eingerichtet. Die Haut und Züge ihres Gesichts sind gewöhnlichermaßen, so wie ihre Nerven, zärter, weil sie schwächer sind. Wir bemerkten und schäzten dieses erst dann als einen besondern Vorzug, da unser

Geschmack mehr zur Zierlichkeit geneigt wurde. Vielleicht macht mancher Verehrer des schönen Geschlechts mir hier Einwendungen; aber, wenn er mich recht versteht und Wahrheit erkennen will, kann er mir keine wahren Einwendungen machen. Ich unterscheide die persönliche Liebe von einer allgemeinen Verehrung. Liebe ist mit Verehrung verbunden, und Liebe gab es beständig, unter einzelnen Männern und Frauenzimmern, — von dieser rede ich nicht — ehe das ganze weibliche Geschlecht einen Vorzug vor dem männlichen erlangte. Von diesem Vorzuge rede ich, welcher eine Erfindung der cultivirten Zeiten und Nationen ist, und welcher dem Frauenzimmer, nach Verhältniß ihres Standes, allgemein von den Mannspersonen zuvor ertheilt wird.

Man stelle sich eine Mannsperson vor, die ein Frauenzimmer an der linken Hand durch die Straßen führt. Man wird lachen, daß der Chapeau oben an und die Dame unten geht. Gleichwohl finde ich keinen Grund,

warum unter den beyden Geschöpfen das eine den beständigen Vorrang haben soll. Allein, es ist einmal durchgehends eingeführt, daß das schwächere Geschlecht mehr Ehre, als das stärkere haben soll. Man muß ihnen so gar die Hände oder die Handschuhe küssen, ohnerachtet sie, nur das geringste zu sagen, nichts besser, als die unsrigen sind.

Ich bitte recht sehr, das Persönliche abzurechnen, da meine Betrachtung das Allgemeine betrift. Es giebt Frauenzimmer, die diese Ehre verdienen, aber dadurch hat sie noch nicht das ganze übrige Geschlecht verdient.

Wir finden weder bey den Griechen noch Römern, noch bey den Orientaliern und ältern Völkern überhaupt diese Art von neuerer Galanterie. Der Ursprung derselben ist in den Ritterzeiten zu suchen. Von diesen Zeiten ist es buchstäblich wahr, daß man den jungen Kriegern, die sich zu Rittern weihten, in der ersten Lection die Liebe der Religion und der Frauenzimmer zugleich einprägte, und diese doppelte Liebe zum höchsten Grundsatz

machte. — Daraus entstand sehr bald die allgemeine übertriebne Verehrung des weiblichen Geschlechtes. Aber wie konnte man in den rauhen Ritterzeiten auf die Liebe des weiblichen Geschlechts verfallen? Folgendergestalt. Wer sich besonders hervorthun wollte, konnte es auf keine andre Art, als in den Waffen. Weil nicht immer Schlachten gehalten werden konnten, so mußten viele kühne Jünglinge, auch auf andre Art suchen, sich in den Waffen, als Helden zu zeigen. So viel Menschlichkeit hatte man immer noch, daß man nicht Plündern und Morden zu Heldenthaten machte. Damals war alles dennoch voll Raubgier und Frechheit, und der Schwächere unterlag immer den Stärkern. Wer sich nun auszeichnen und ein edler Ritter seyn wollte, that das Gelübde, das Schwächere beständig gegen das Stärkere zu beschützen. Die Gelegenheit dieses Gelübdes zu suchen, gieng er in die weite Welt auf Abendtheuer aus. Die größte Ehre für ihn war, wenn er angegrifne oder unglückliche Frauenzimmer beschüzt und errettet hatte. Um sich

dabey vor den Verführungen seiner eignen Leidenschaften zu bewahren, sorgten er und seine Freunde dafür, daß er seine Neigung, seine Person und ganzes Leben, vorher, ehe er in die Entfernung zog, einem Frauenzimmer seines Ortes oder seiner Gegend wiedmete, weil man wußte, wie kräftig dieses Mittel zur Tugend sey. Das Frauenzimmer, welches er sich erwählte, um vor fremden Versuchungen sicher zu seyn, durfte ihm deswegen noch nicht ihre Gegenliebe erklären. Es war genug, wenn er ihr seine Verehrung bezeugt hatte, und sein Leben gleichsam zum Opfer darbrachte. Ob sie dieses Opfer annehmen wollte, hieng erst von ihr und seinen ritterlichen Thaten ab, wodurch er sein Glück verdienen mußte. Diese Schutzwehr der Tugend für die jungen Ritter war vortreflich. Allein die Frauenzimmer nahmen dadurch, da sie einen kühnen Jüngling schmachten sahen, über dessen Schicksal sie erst künftig gebieten konnten, einen gewissen Stolz an; und der Eifer der jungen verliebten Ritter vermehrte diesen Stolz selbst durch lauter neu

ausstudirte Galanterien und Ehrenbezeugungen. Daher entstanden die so berüchtigten Tourniere, wo man, zur Ehre der Frauenzimmer, einander vom Pferde herab stieß oder tödtete. Ein junger Ritter, welcher zum Tournier kam, hatte kaum das Glück, seine Geliebte, wie wir sie vorher beschrieben haben, ganz kurz sprechen und sein Leben zu ihren Füßen legen zu dürfen. Sie beantwortete ihn mit sprödem Kaltsinn, und erwartete erst seine Proben von Muth und Tapferkeit. Er sah bey der Lebensgefahr, in die er sich begab, seine Geliebte von ferne, und, wenn er siegte, war sein erhabenstes Glück, einen freundlichen Blick zu erhalten. Man wurde diese Begegnung so gewohnt, daß die Frauenzimmer nachher sich nicht anders, als so spröde verhalten durften, wenn sie Ruhm und Ansehn verlangten. Die auserordentlichen Thaten dieser Ritter wurden aufgezeichnet, und daher entstanden die ersten Romane. Man verschönerte diese Thaten, besonders wenn von entfernteren geschrieben wurde. Man schil-

derte

derte die Liebe und Galanterie gegen die Frauenzimmer mit neuen Erdichtungen, theils um Witz zu zeigen, theils um mehr zu gefallen. Diese Romane wurden sehr zeitig von Jedermann gelesen, und ihre Ideen nach und nach ausgebreitet. Die Leser der Romanen wurden Romanritter ohne Lanze. Der romanhafte Geschmack floß in den Umgang und in die bürgerliche Gesellschaft über.

Diese Ideen der Liebe und Galanterie, wozu die kriegrische Zeit beytrug, wurden allmählig unter den Nationen so allgemein, daß sie in die ganze Lebensart sich einmischten. Als der Genius des Zeitalters sich änderte, blieb dennoch der vorige Geist der Romanenehre, in Absicht des Frauenzimmers. Man schrieb neue Romanen, die feiner und den Zeiten anpassender waren. Die allgemeine ausgebreitete Verehrung, oder der Vorzug des Frauenzimmers konnte nicht aufgehoben werden, weil so zu sagen das Verhältnis der beyden Geschlechter ein andres geworden war, und die Frauenzimmer sich wohl hüteten, ihre

ehrenvolle schmeichelhafte Stellung zu verändern, und ihr Ansehn fahren zu lassen. Unterdessen wurden die neuen Künste erfunden, welche wir schon oben als einen Grund der Ehre des weiblichen Geschlechtes angaben, und diese neuen Künste befestigten und vermehrten das Ansehn der Frauenzimmer. Mit der Vermehrung des Luxus in den europäischen Ländern vermehrte sich das Ansehn der Frauenzimmer immer fort; weil jenes zu diesem so häufigen, so angenehmen und starken Anlaß gab. Die Italiener ehrten ihre Frauen aus Eifersucht; die Franzosen aus Höflichkeit; die Deutschen aus Nachahmung. Dieser oder jener erfand diese oder jene Verbesserung, bis sich das System der Ceremonie so bildete, wie es jetzo noch ist, und in Kleinigkeiten noch immer verschönert wird.

Ich hoffe, daß man meine Vorstellung richtig verstehen wird. Ich rede hier nicht von der Schuldigkeit der Hochachtung: noch auch von persönlicher Verehrung und Liebe; sondern von der ceremoniellen Achtung überhaupt,

haupt, wodurch das Frauenzimmer ein besondrer eigner Stand der bürgerlichen Gesellschaft, so wie der gelehrte oder Militärstand, geworden ist, und von dem Coustume in Absicht des daher entstehenden Vorzugs.

Wir schätzen die Nachahmung des französischen Coustume, bis auf einzelne Worte, so, daß wir die unsrigen verachten; es ist eine Schande für uns Deutsche, daß wir die Frauenzimmer nicht einmal mit deutschen Worten, der Verehrung wegen, benennen. Alle Nationen haben ihre eignen Worte, das Frauenzimmer zu bezeichnen; nur wir Deutschen nicht. Nennet ein bürgerliches Mägdchen vom Stande; meine liebe Jungfer! Wird sie nicht lachen oder unwillig werden, daß ihr sie Jungfer nennt? Ihr müßt sie Mademoiselle nennen; ob gleich jenes Wort gewiß weit schöner ist. Die Frauen in Deutschland sind niedriger Pöbel: was nicht Pöbel ist, das ist Dame. Ich finde das deutsche Wort dennoch nichts schlimmer, als das französische.

Nach Pope's Urtheil hat das Frauenzimmer gar keinen Charakter. Ich möchte wohl wissen, ob Pope dieses aus übertriebner Höflichkeit, oder aus übertriebnem Hasse gesagt hat, er, der so vielen Umgang mit Frauenzimmer pflog, der sonst so richtig urtheilte und so fein bemerkte. Sein Urtheil ist zur Hälfte wahr. Das unverheirathete Frauenzimmer hat keinen Charakter; aber so bald die Vermählung vorbey ist, zeigt sich der Charakter der Frau deutlich genug. Sie hat nunmehr nicht Ursache, sich zu verstellen. Sie kann die Maske ablegen, welche ihr, von Jugend auf, Erziehung, und die dadurch eingepflanzte Zurückhaltung ihrer Gesinnung und Gedanken, und die Begierde zu gefallen, nöthig machte. Eine Jungfer — man erlaube mir deutsch zu reden — wird von Jugend auf so schüchtern, in Absicht der Freymüthigkeit, gewöhnt, und muß den Anstand so sehr im Schweigen, Verstellung, und bescheidner Zurückhaltung suchen, daß sie selbst ihren Charakter nicht bilden kann, und nur einige Haupt-

züge

züge erhält. Wenn sie aber Frau ist, entwickeln sich ihre Eigenschaften mit schneller Fertigkeit; und die Frau wird sehr oft das Gegentheil von der Jungfer. Wenn man dieses genau erwägt, so ist es kein Wunder, wenn man sich scheuet zu heirathen. Es ist allemal ein Glücksspiel, das aber nöthiger ist, als die andern Glücksspiele, ob man gleich mehr dabey wagt.

Drey Eigenschaften sind die Grundlage von dem Charakter des Frauenzimmers: **Eitelkeit: Trieb zu gefallen: Herrschsucht.** Eine dieser Eigenschaften hat öfters den Vorzug: oft wirken sie alle mit gleich verbundnen Kräften. Es giebt auch schöne Charaktere, welche ihre Leidenschaften beherrschen; und diese thun es den Männern in den sanften geselligen Tugenden immer zuvor. Ich will mich in diese Materie nicht weiter einlassen, da ich weit entfernt bin eine Charakteristik der Frauenzimmer zu schreiben, und nur einzelne gesammelte Anmerkungen und Beobachtungen niederschreibe.

Es ist sehr zu wünschen, daß Jemand dieses noch nicht bearbeitete Fach in eine weitere Untersuchung zöge, und die Geschichte dabey zu Hülfe nähme. In den neuern Zeiten kennt man die Geschichte der Könige und Fürsten sehr unvollkommen, wenn man nicht den Einfluß der Frauenzimmer dabey kennt. Die Gemahlin Eduard des Dritten in England hielt ihn von der ersten Krone der Welt ab. Henriette von England bewog ihren Bruder Carl zu Verbindungen, die seinem königlichen Interesse und der Wohlfahrt von ganz Europa entgegen waren. Maintenon regierte Ludwigen, den so genannten Großen, und machte Generale bey den Armeen, und Räthe in Paris, nach ihren Willen. Pompadour commandirte entfernte Kriegsheere. Sie verschafte dem, der fünf Meilen vor dem Feind geflohen war, Ordensbänder, und dem, der 20 Meilen floh, neue Würden, und Besoldungen.

Ein Frauenzimmer, welches geliebt zu werden verdient, macht die Sitten im Umgange mit sich sanfter. Es ist für den cultivirten

Mann eine edle Wohlthat, wenn er öfters mit dem weiblichen Geschlechte im Umgange seyn kann. Sokrates, wenn er etwas besonders Schönes gedacht oder gesagt hatte, schrieb es seiner schönen Lehrerin, der Aspasia zu. Bey dieser vortreflichen Griechin war öfters Zusammenkunft der schönen Geister Athens, und in dieser Gesellschaft unterredete man sich von Weisheit und Tugend. Solche Aspasien wären sehr zu wünschen. Die Delikatesse der Empfindung, die Feinheit des Geschmacks, auch für die Tugend, bildet sich leicht in dem Umgange mit demjenigen Geschlechte, welches den Namen von der Schönheit führt. Das Nervensystem der Frauenzimmer ist schwächer, als das unsrige, ihre Empfindungen sind weicher, und werden leichter, als die unsrigen gerührt. (ich rede von schönen Seelen.) Wo wir eine leise Bewegung verspüren, da schleichen schon Thränen von ihren Wangen herab. Dadurch werden wir selbst weicher, empfindlicher, sanfter gemacht.

Schwachheit, dein Name ist Weib, sagt Hamlet beym Shakespear. Er hatte Recht: aber eben diese Schwäche ist bey tugendhaften Gesinnungen liebenswürdig, weil sie das Herz leichter den Eindrücken der Menschenliebe öfnet.

Auf der andern Seite gebrauchen die Frauenzimmer diese Leichtigkeit gerührt zu werden, zu der größten Ueberwindung der Männer, als die stärksten Waffen, auf die man den Lobspruch des zweiten Liedes des Anakreons anwenden könnte; und noch sichrer, den Schwur des Catulls: " so wahr die Götter leben, es geht nicht vom Herzen." (*) Ein wenig Verstellung gegen die Frauenzimmer, doch ohne jede böse Absicht, ist etwas vortrefliches.

Seyd nicht unwillig auf mich, ihr Schönen! Fürchtet nichts. Alles was ich geschrieben habe, wird man lesen, und das Gegentheil thun. Ich habe alles umsonst geschrieben: man wird sich nach nichts richten.

(*) Non, ita me Diui, vera gemunt, iuuerint.

X.

Vergebliche Anmerkungen.

Es wird so viel in unsrer Welt vergeblich gethan, geredt und geschrieben, daß es mit demjenigen, was nützlich wird, ohngefähr in einer solchen Vergleichung steht, wie der Ocean mit einem kleinen Bach. Aber nichts geschieht wohl mit der gewissen Zuversicht, daß es vergeblich seyn wird. So schreibe ich jetzo, vermuthlich der Erste, der so schreibt, mit Zuversicht, daß es vergeblich ist.

Die erste Anmerkung betrift eine besondre Eigenschaft der Deutschen. Der Deutsche ist mehr Mensch, als irgend einer von einer andern Nation; denn Aristoteles nennt den Menschen das nachahmende Thier. Nun ist aber kein Mensch dieses so sehr, als der Deutsche.

Das Talent, glücklich nachzuahmen, mit Geschicklichkeit fremde Gedanken in eigne zu verwandeln, oder in eine fremde Form die Gedanken zu passen, die Erfindungen andrer zu verbessern, und in der Nachbildung die Meister selbst zu übertreffen, dieses Talent ist eben so selten, als vortreflich, und die Ehre dieses Besitzes müssen uns die Ausländer ganz vorzüglich zugestehn. Besonders gilt dieses von dem litterarischen Genie. Ich mache dadurch meinem Vaterlande den Ruhm der Erfindung überhaupt nicht streitig, und weiß sehr wohl, daß wir auch in diesem Fache verschiednen Anspruch auf den Neid andrer Nationen haben. Dennoch sind wir, in Absicht des Geistes unsers ganzen Betragens, unsrer Sitten, und der Form unsrer litterarischen Producte, meistentheils Nachahmer, und meistentheils der Franzosen, da doch der flüchtige Leichtsinn dieser Nation unserm gründlichen gesezten Wesen am meisten entgegen steht.

Es ist bis zur Verwunderung merkwürdig, wie glücklich die Deutschen nachahmen können,

im Vergleich mit andern. Alle Gattungen der Poesie, die die Ausländer zuerst bearbeiteten, sind von uns nachgeahmt worden; in verschiednen haben wir es ihnen zuvor gethan. Alle Fächer der Gelehrsamkeit wurden von uns so, wie die Ausländer zeigten, und besser in der Nachbildung, cultivirt. Der fließende muntre Stil der Franzosen wurde in unsre Sprache, mit Vortheil, übertragen. Der Schwall unnützer Kenntnisse und trockner Spitzfündigkeiten, wurde, auf den Wink der Ausländer, abgelegt. Die ganze Art, die Wissenschaften zu behandeln, nahm, nach fremden Vorspiele, eine Abänderung an. Der Ton des Umgangs bildete sich nach französischer Ceremonie, und bis auf die Schuhschnallen herab ward der Deutsche ein Fremder. Es stand ihm alles recht gut: er gefiel in jeder Verwandlung.

Man stelle nun die Ausländer damit in Vergleichung. Wie wenig glückt ihnen die Nachahmung. So wenig, daß die Franzosen, wenn sie eine deutsche Schrift übersetzen, sie nach dem Geschmack ihrer Nation umän-

dern müssen, um Eingang zu finden. Und dennoch finden sie geringen und schwachen Beyfall, werden weder häufig gelesen, noch ernsthaft bewundert. Mit welcher Begierde trachten wir nach der Kenntniß der ausländischen Litteratur; wie kaltsinnig verachten die Ausländer unsre neuen Producte des Geistes! Gleichwohl sind die Unsrigen jetzo besser, als die Ihrigen. Sie können von uns viel, wir aber wenig von ihnen lernen. Dem sey wie ihm wolle; der Deutsche kann in Frankreich nicht unterkommen: der Franzose macht so gleich sein Glück bey uns. Man bewundert ihn, so bald er ankommt; und wenn er in Frankreich Lakay gewesen ist, so wird er in Deutschland Marquis, und bekommt die Aufsicht über die Treue der Deutschen gegen ihren Herrn.

Weil alles Fremde den Deutschen so gut stand, und man dadurch so sehr gefiel, so suchte man diese Kunst zu gefallen, immer zu erweitern und zu verbessern. Die Hohen, nach denen sich die Niedrigen gern immer, so

gut

gut sie können, richten, trugen dazu das meiste bey. An den Höfen herrschte der ausländische Geschmack, und von da breitete er sich bald über die Provinzen aus. Leute von einer guten Lebensart und vom Stande, richteten sich darnach, was am Hofe und bey den Vornehmsten beliebt war. Man änderte oft daselbst; in den Provinzen und allen Landstädten that man es sogleich nach. Um diese seltsamen Veränderungen in Kleinigkeiten schön zu zeigen, erfand man ein neues Wort; man nennte sie Mode. Mode klingt schön: was Mode ist, muß man thun: wer die Mode nicht mitmacht, ist lächerlich und abgeschmackt; und Mode! rief bald allenthalben Jüngling und Alter, und Mann, und Frau, und Jungfer. Diese beyden lezten Gattungen von Menschen wurden die vornehmsten Schutzgöttinnen der Mode. Man durfte den Schutzgöttinnen nicht unter die Augen treten, ohne vorher der Mode gehuldigt zu haben. — Aber Madam — sagte ich neulich — die jetzigen Modefarben der Kleider haben doch wahrlich nichts Schönes;

Betrachten Sie einmal das Souci und Chamois, wenn es ein blasses Gesicht trägt. Der Teint wird häßlich, wenn er sonst noch erträglich war. — Sie schwieg, und ich nahm dieß für Billigung an, — wollte meinen Sieg vollkommen machen; und fuhr lächelnd fort: die jetzigen Kleidermoden fallen sehr in Rhabarbarcouleur. — Ach! was? antwortete sie, was Mode ist, ist allemal schön. Ich sahe, daß ich vergeblich geredt hatte, so wie ich jetzo vergeblich schreibe, schielte nach der Pharusfresur ihrer dabey stehenden Freundin, und schwieg mit einer tiefen Verbeugung.

Wenn man aufmerksam nachforscht, so muß man erstaunen, welch einen Einfluß diese Modesucht auf den ganzen Genius unserer Denkungsart und unsrer Sitten hat. Eine Menge von Geld wird dadurch verschwendet, eine Menge Papier verschmiert, unendlich kostbare Zeit verdorben, und die wahren Bequemlichkeiten des Lebens werden gestört. Man liebt das Häßliche und Lächerliche, wenn es nur eine

neue

neue Veränderung, oder, welches gleich viel sagt, Mode ist, und macht sich arm, aus Neigung für das Lächerliche, und abgeschmackt, aus Liebe für das Neue.

Gleichwohl ahmt man die Ausländer in demjenigen nicht nach, was wirklich gut ist, und die größten Vortheile bringen könnte. In Frankreich und England werden die Genies ganz auserordentlich verehrt, und öfters ist der Weg zu hohen Bedienungen und Reichthum die Schriftstellerey. Bey uns kommt ein Zollbedienter allemal eher vor einen großen Herrn, als der erhabne Geist. Jener erhält gnädige Blicke, indessen dieser noch in der Antichambre sich müde steht, wenn er ja so weit noch zu kommen die Gnade hat. Seine Einsichten und Kenntnisse zu prüfen, hat der Hohe der Welt nicht Zeit, welche er elenden andern Papieren widmen muß. Die Ehre einer Nation, oder der Edlere unter den übrigen Sterblichen eines Landes muß hungern, oder von Gläubigern sich beschimpfen lassen, indessen der feiste Kopf mit Ueberfluß überschüttet wird.

Jener

Jener wird verachtet, und dieser geehrt: Giebt man jenem ja noch etwas, das hinreichend zur Nothdurft wäre, so geschieht es alsdann erst, wenn seine Umstände so schlimm sind, daß er fast gar nicht mehr errettet werden kann. Muß man sich nicht wundern, daß es in Deutschland noch Gelehrte giebt, noch so manche unermüdete Geister, die mit Armuth, Unglück und Verachtung kämpfen, und, mitten in diesem Kampf, die Ehre der menschlichen Natur, und die Lehrer ihres Zeitalters und der Nachwelt zu seyn, sich bestreben! Kein Land in der Welt hat so viel Märtyrer der Weisheit aufzuweisen, als Deutschland.

In England und Frankreich, welche Länder wir doch sonst in allem nachahmen, ist das Schicksal des Gelehrten weit billiger. Ohne an die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, oder vielmehr Colberts zu denken, ohne Popen, der durch eine Uebersetzung ein reicher Mann wurde, Addison, Voltaire, und überhaupt Beyspiele anzuführen, bitte ich nur die Achtung zu bemerken, mit welcher die fremden

Nationen ihre vorzüglichen Genies beehren. Wir betrachten sie wie die gemeinsten Creaturen: aufs höchste thun wir ihnen die Ehre an, und nennen sie Pedanten. — Zum Unglück müssen die meisten deutschen Gelehrten Pedanten werden, weil sie weder Zeit, noch Gelegenheit haben, den Ton des guten Umgangs in den Gesellschaften zu lernen. Einige wollen ihn zwar aus Stolz nicht lernen; das sind aber nur die Kleinmeister in den Wissenschaften, die sehr viel wissen, und wenig Gutes, die ein Chaos zusammen tragen, in dem sich Licht und Finsterniß nie scheidet, und welche ich nicht besser, als mit einem Zwitter von einem Worte zu nennen weiß, Petitessenkrämer. Für diese gilt meine Schutzschrift nicht. Es giebt aber eine ganz andre weitläuftige Gattung von gelehrten Genies, die man blos deßwegen nicht ehret, weil sie Gelehrte sind.

Der Adel in Deutschland treibt weit größere Pedanterie, als die Gelehrten zu haben fähig sind. Er betrachtet die andre Sorte von Menschen, als Creaturen von anderm Stoffe, und

von verächtlichem Wesen. Es giebt würdige Adliche; ich gebe es zu; ich kenne selbst verschiedne: allein ich rede von dem mehrern Theile. Viele Adlichen fliehen die bürgerliche Gesellschaft mit eckelnder Miene, und betrachten die Bürgerlichen mit solchen Augen, wie die Houyhnhnms die Yahoos. Man vergleiche die andern Nationen damit. In England ist öfters der Bruder des Lords und Ministers ein Kaufmann. Der französische Marquis würde lachen, wenn man nach sechszehn, auf männlicher und weiblicher Linie, reine Ahnen fragen wollte. Keine Völkerschaft ist darinnen uns gleich. Ich könnte hier noch verschiednes Angenehmes sagen; aber ich bin es überdrüßig vergebliche Anmerkungen zu schreiben.

Nach-

N a c h r e d e.

Der Verfasser findet für nöthig, noch einen kurzen Aufsatz für die Critiker so wohl, als für die Leser, (denn jene gehören sehr oft nicht zu den leztern,) hier beyzufügen. Es wird am besten seyn, ihn in gewisse Artickel zu bringen, damit man nichts vergesse.

I. Was die Absicht dieser Schrift anlangt, so ist davon schon in der Vorrede gedacht worden, und hier ist nur noch nöthig zu erinnern, daß die leztern Abhandlungen zu angenehmen ausführlichern Betrachtungen leiten sollten, welche Nutzen haben könnten. Man hat nichts weitläuftig ausgeführt: man wollte dieses den Lesern überlassen, weil es sonst die Schriftsteller nicht zu thun pflegen.

II. Da es einem bescheidnen Manne so wohl, wie einem unbescheidnen, nicht leicht möglich ist, so viel Neues vorzubringen, daß daraus ein

ganzes Buch entstünde; so hat der Verfasser sich begnügt, nur einiges Neue gesagt zu haben, das übrige alles sollte blos nützlich seyn, und er hoft, daß man ihn nicht tadeln wird, wenn er nur nützliche Sachen vorgetragen hat.

III. Der Autor wird es für die allergrößte Gefälligkeit vom Publico ansehn, wenn man ihm erlaubt, anonymisch zu bleiben. Es müssen nothwendig einige Leser den Verfasser errathen, aber diese bittet er eben ganz angelegentlich, an ihn nicht zu denken, und seinen Namen nicht zu nennen. Die Bitte ist so billig, daß man ihre Erfüllung so sicher hoft, als heftig wünscht.

IV. Es wird, in den ersten drey Abhandlungen, verschiednes mehr als einmal gesagt. Diese Wiederhohlungen muß man den Materien zuschreiben, welche unter einander so verwandt waren, daß verschiedne Gegenstände, nachdem sie in mehrere Fächer gehörten, oder auf mehrere Art deutlicher, stärker, lebhafter vorgestellt werden konnten, an verschiednen Orten wieder vorkommen mußten. Der Leser wird aber bald bemerken, daß es nur da geschah, wo es

nöthig war, und, daß man einerley Früchte auf ganz verschiednen Boden fand, von dem sie Veränderung des Geschmacks annehmen.

V. Diese Schrift ist nach und nach entstanden, und also kann sich leicht eine Ungleichheit des Vortrags finden. Es sollen auch einzelne Aufsätze seyn. Die drey Reden sind wirklich zu verschiednen Zeiten gehalten worden, und erscheinen hier nur mit einigen Verbesserungen, und solchen Veränderungen, wobey das Verrätherische des Verfassers wegblieb, damit man ihn nicht so gleich entdecken und nennen sollte.

VI. Die Schreibart mußte, bey verschiednen Formen, auch verschieden seyn. Es wäre abgeschmackt gewesen, wenn die Reden, und die andern Aufsätze einerley Stil gehabt hätten. Vielleicht ist der Verfasser dennoch in den Reden zu rednerisch, und in den Versuchen zu munter gewesen, oder zu frey, oder zu schwatzhaft. Er überläßt den Critikern, es zu sagen, und den Lesern, es zu bemerken.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Vorrede. . . . S. 3

I. Zwote Vorrede. Kann man die Tugend mit Nutzen als moralische Schönheit empfehlen? 9

II. Von der moralischen Schönheit überhaupt. Eine Rede. . . . 49

III. Von der Bildung der Selbstliebe. Versuch einer Betrachtung. . . 89

IV. Vom Charakter, und was ein schöner Charakter ist. Eine Rede. . . 109

V. Von den Urtheilen über andre. Ein Versuch. 141

VI. Von der Philosophie des Lebens. . 157

VII. Von der Laune. Eine Rede. . 185

VIII. Vom Stolz. Eine Erzehlung. . 209

IX. Vom Frauenzimmer. Verlohrne Gedanken. 211

X. Vergebliche Anmerkungen. . . 231

Nachrede. 243

Bayerische Staatsbibliothek München

80/01787

XX 9/2007

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schirach, Gottlob Benedikt von,

Über die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens Reden und Versuche

Altenburg 1772

Ph.pr. 1077
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041819-3
VD18 11236086